Die
Kammerjungfer.

Die

Kammerjungfer.

Roman

von

Fanny Lewald.

Erster Theil.

Braunschweig,
Druck und Verlag von Friedrich Vieweg und Sohn.
1856.

Erstes Kapitel.

Grade Sylvester und Sonntag war es, und im Vorderhause bei der Kommerzienräthinn war ein großes Mittagsbrot, denn es waren den Tag vorher Fremde aus Paris gekommen, die Empfehlungsbriefe zu gastlicher Aufnahme mitgebracht hatten.

Mehr als zwanzig Personen waren zu Tische geladen, und die Köchinn schwitzte am Heerde trotz des Winters und des scharfen Zuges, der durch den Schornstein saus'te. Sie hatte die Thüre geöffnet, die aus der Küche nach dem Hinterhause führte, und die Kinder des alten Schneidermeisters, der gleich drüben auf der andern Seite des Flures wohnte, nahmen das für eine Aufforderung, die

dicke Köchinn zu besuchen, wie sie oft zu thun pflegten.

Aber statt der guten Bissen, mit denen sie sonst aufgenommen wurden, traf sie heute ein sehr unwirrscher Empfang. Rennt mir nicht unter die Füße! rief die Köchinn, und gab dem kleinen Jungen einen gelinden Schub, während sie die zischende Pflinzenpfanne in die Luft schwang, die Pflinze umzudrehen, welche den Bodensatz in einer neu erfundenen Fruchtspeise bilden sollte. Das Fett in der Pfanne kreischte laut auf, noch lauter als die Köchinn, am lautesten aber kreischte der Junge, dem ein Tropfen davon grade auf die Nasenspitze gefallen war.

Topfkucker! Das hast Du nun davon! sagte sie, ohne sich nach ihm umzusehen, während sie schon die Pfanne aus der Hand gesetzt hatte, und in geschäftiger Eile bald in die Kasserolle mit dem Ragout, bald in den Ofen nach den Pastetchen sah, und Alles auf einmal besorgen und greifen zu wollen schien.

Die beiden Schwestern aber, die auf des Bruders Schrei hinzugekommen waren, ließen sich durch die wüthende Geschäftigkeit der Köchinn weder ängstigen noch erschrecken. Besonders die fünfzehnjährige Hanne, die immer das große Wort führte, war nicht leicht in's Bockshorn zu jagen, und laut genug, daß die Köchinn es hören mußte, sagte sie: So 'nem armen Jungen auch gleich die Nase zu verbrennen, wegen einer lumpigen Pflinze!

Es braucht aber unter den Kindern wie unter den Großen nur erst Einer aufsässig zu sein, so werden sie Alle rebellisch. Denn die Rebellion gegen das Unrecht liegt dem Menschen nun einmal im Blut. So wie der Knabe hörte, daß man ihn beklagte, fing er auf's Neue zu weinen an, und Hanne und Sophie brummten und schalten durcheinander.

Warum hat sie uns hereingelassen? sagte die Eine.

Ja, wenn sie Langeweile hat, dann sind wir ihr schon recht, ihr am Abend vorzulesen, meinte die Andre.

Und wie muß man ihr helfen, wenn sie zu thun hat! Alles muß man stehen und liegen lassen, und aufspringen, so wie sie nur ruft, und Wasser schleppen und Kartoffeln schälen!

Und wie kann sie gute Worte geben, daß man ihr die Heirathsgesuche aus der Zeitung vorlies't! Und nun heute, wo einmal was Rechtes los ist, da fährt sie herum, daß Einem Angst wird, und verbrennt mir nichts dir nichts gleich das arme Hermännchen!

Es waren ächte Berliner Kinder. Sie dankten Gott, daß es was zu raisonniren gab.

Die Köchinn war zu sehr beschäftigt ihnen darauf zu dienen, wie sie gern gemocht hätte; aber weil ihr in all' dem Zischen und Prasseln vom Heerde das Raisonniren der kleinen Mädchen doch zu viel ward, und weil die Uhr auch zwei schlug und sie

noch alle Hände voll zu thun hatte, so dachte sie: Kriegen sollt Ihr's schon! aber erst sollt Ihr mir helfen.

Sie steckte also dem Kleinen eine süße Kirsche aus der Kompotschale in den Mund und ein Stück Zucker in die Hand, und schickte ihn zu den Eltern in die Stube, die Mädchen stellte sie aber bei der Arbeit an. Sie gehorchten auch ungesäumt, denn eine rechte Köchinn hat das Befehlen heraus wie der beste General, und es ist nicht leicht gegen sie aufzukommen, wenn sie zwischen Heerd und Ofen in der Küche steht, und der Dampf ihrer werdenden Werke sie wie mit geheimnißvollem Nebel umhüllt.

Sophie schnitt Mandeln, und Hanne, auf deren Schweigen am wenigsten zu rechnen war, denn sie war klug und hatte ihren eignen Kopf wie ihre Mutter, der gab sie einen ganzen Teller voll Krebsscheeren aufzubrechen, mit denen die Mayonnaise verziert werden sollte.

Dadurch wurde es für eine Weile ganz stille in der Küche, aber drüben in des Meisters Wohnung, ging dafür der Lärm los, als die Mutter des Hermanns Nasenspitze mit der großen Brandblase zu Gesicht bekam. So behaglich sie mit ihrem Manne bei der Kaffeekanne gesessen hatte, so zornig sprang sie auf.

Ist mir das erhört, rief sie, so ein armes Kind unglücklich zu machen für sein ganzes Leben! Soll mir das schönste von meinen Kindern nun so verschimpfiert sein, und mit solch einem Brandmal umherlaufen, als hätt' ich es mit so 'was auf die Welt gebracht? Aber sie soll's kriegen! sie soll's kriegen! das alte Frauenzimmer, das nicht weiß, was es heißt, gesunde, grade Kinder haben und sich das schönste so zurichten zu lassen aus reiner purer Bosheit!

Sie wollte mit diesen Worten nach der Thüre laufen, indeß der Junge, der zu glauben schien, der mütterliche Zorn gelte auch ihm, fing wieder

zu schreien an, die Mutter nahm den nachgebornen Liebling also auf den Arm, und der Meister benutzte die Gelegenheit sie zu beschwichtigen.

Mach' doch nicht solch einen Aufstand, Mutter! sagte er gelassen. Ich hab's immer gesagt, der Junge gehört nicht drüben in die Küche, es wird einmal Etwas setzen, und zuletzt wird's die Marie entgelten müssen. Aber das Frauenzimmer, die Köchinn, hat nun einmal ihr Herz auf den Hermann gestellt, und Du hast ihn ja bis jetzt auch immer gehen lassen. Was willst Du nun Skandal machen? Laß es doch beim Alten! — Wenn nun die Meisterinn diese Worte auch zu ihrem Ärger oft genug von ihrem Manne hören müssen, so machte sie doch den Knaben still, und begab sich auch diesmal wieder zur Ruhe, wenn's schon innerlich noch in ihr siedete und kochte.

Der Meister war nämlich ein recht wunderlicher Mann, und: Laß es nur beim Alten! war sein stetes Wort. Er hatte schon von Kindesbeinen

an das Neue gar nicht leiden mögen, und, umgekehrt wie andre Kinder, immer bitterlich geweint, wenn er einmal ein neues Jäckchen oder eine neue Hose anziehen müssen. Er hatte ein gar zu weiches Herz, und was er einmal besessen hatte, das liebte er und mochte es nicht von sich lassen. Sein zerrissenes Röckchen war schon dem armen Knaben immer wie ein Kalender gewesen. Jeder fehlende Knopf, jeder Riß und jeder Fleck hatten ihn an Etwas erinnert, ihm Etwas zu denken gegeben, und darum hatte er sie lieb gehabt. Nun hatte es freilich damals mit den neuen Kleidern keine Noth für ihn gehabt, sie waren ihm selten genug gekommen, und es waren oft Jahre vergangen, ehe er so ein auf den Auswuchs berechnetes Kleid zu Ende getragen, aber um so größer war denn auch sein Schmerz gewesen, wenn solch ein Kleid ihm endlich fortgenommen wurde.

Später aber, als er groß und vollends als er endlich Meister geworden war, als man alle

die Maschinen erfunden hatte, und das billige Tuch nun nicht mehr fünf und zwanzig oder gar dreißig Jahre halten wollte, wie in den Zeiten, von denen sein Vater und sein Großvater ihm erzählt, da war es ihm immer nur leid gewesen um seine gute Arbeit, und er hatte von dem Jahrhundert, das solch dünne Tuche fabricirte, nie etwas Rechtes halten können.

Er selber kaufte solche lumpige Waare auch nicht. Er hatte sich wohl vorgesehen, und noch bei Zeiten von dem alten guten Tuche Etwas zurückgelegt, das sprenklich war, wie Pfeffer und Salz gemischt. Davon hatte er sich sein Alltagskleid gemacht, und zum Guten, zum Sonn- und Feiertag, hatte er den blauen Frack mit blanken Knöpfen und langen Schößen, und die blaue Hose, die er angehabt, da er vor acht und zwanzig Jahren als ein Dreißiger mit seiner Frau vor den Altar getreten war. Mit zwei solchen Stücken ging ihn das neue Machwerk natürlich gar Nichts

an. Er hatte für seine Lebenszeit genug, und er pflegte oft zu sagen, daß einmal des Hermanns Kinder noch den blauen Anzug tragen könnten, wenn sie nach des Meisters Tode nur so ordentlich mit seinen Sachen umgehen würden, wie er selbst es stets gethan.

Fest waren denn seine Anzüge auch wirklich. Nicht ein Faden scheuerte sich durch, nicht ein Stich riß aus. Aber sie waren verwunderlich anzusehen. Der blaue Rock mit den langen, breiten Schößen, die dem Meister bei jedem Schritte an die dünnen Beine schlugen, der hohe Kragen, aus dessen steifem Aufschlag sein wehmüthiges mageres Gesicht hervorguckte, wie ein nasser Vogel, der mit spitzem Schnabel und mit großen Augen aus dem Neste heraussieht, die waren auf der Herberge gerade so bekannt, wie in dem Stadtviertel, in dem der Meister wohnte. Und wenn er sich am Sonntag auf der Straße zeigte, so kam es oft genug, daß ausgelassene Buben ihm spottend nachriefen: da

kommt die alte Zeit! da kommt das vorige Jahrhundert!

Die Meisterinn und die Kinder hatten sich früher wohl manchesmal schwer darüber geärgert, und auch dem Meister war es Anfangs nicht ganz recht gewesen. Weil er aber ein gar zu guter Mann war, hatte der Verdruß nicht lange bei ihm vorgehalten, und da er doch auch wieder, wie alle Menschen, seine schwachen Seiten und seinen besondern Stolz besaß, so bildete er sich endlich auf seinen altmodischen Rock bald eben so viel ein, als die vornehmen jungen Herren auf ihre neuen Kleider aus London und Paris. Der Mensch will nun einmal gern etwas Besonderes haben, und zuletzt ist ein altmodischer Rock grade solch eine Seltenheit als ein neuerfundener, nur daß er's noch viel länger bleibt, weil Niemand ihn so leicht nachmacht.

Es ist aber ein wahres Wort, daß Kleider Leute machen, wenn auch in anderm Sinne als

die Menschen denken. Es braucht Jemand nur lange in wunderlicher Tracht umherzugehen, so dringt die Wunderlichkeit ihm in das Blut. Je länger der Meister seine alten Röcke trug, je mehr er sich durch dieselben von seinen Zeitgenossen unterschied, um so besonderer kam er sich selber vor, und um so schlechter dünkten ihn seine Zeit und ihre Neuerungen. Von neuen Moden, neuen Erfindungen, von den modernen Assoziationen seiner Standesgenossen, wollte er Nichts wissen. Er hätte lieber ich weiß nicht was gethan, ehe er sich in eine Verbrüderung mit den andern modernen Schneidern eingelassen hätte, denn er dachte: Jeder für sich und der liebe Herrgott für uns Alle!

Vorwärts kommen oder reich werden konnte er nun dabei freilich nicht. Er war eben nur ein Flickschneider geworden, aber das Alte ausbessern und zusammenhalten, das verstand Niemand in der Welt so gut als er, und so hatte er denn auch als Flickschneider sein Brod und eine rechte innere

Zufriedenheit gefunden, denn er that nach bestem Wissen und Gewissen.

Den alten Meister Redlich kannte zuletzt nicht nur sein Stadtviertel, sondern fast die ganze große Stadt, und er ließ es sich am Ende auch wohl gefallen, daß Alt und Jung nach ihm den Kopf umwendete, wenn er zur Sommerzeit im wohlgemessenen Schritte, die Frau am Arme und die Kinder neben sich, hinausging vor das Thor, um auf dem Gesundbrunnen oder in der Hasenheide sich einmal von dem langen Sitzen auszulüften.

Selbst die Meisterinn hatte sich allmählig damit vertragen, daß der Leute Blicke auf ihr ruhten, und obschon sie von Natur lebhaft und jähzornig war, hatte sie sich zum Spazierengehen doch den langsamen respectabeln Gang von ihrem Alten angewöhnt und sogar auch seine Vorliebe für die alten Sachen von ihm angenommen. Sie erzählte Jedem, der es hören wollte, wie lange sie ihre Sachen hätten, und daß noch Alles niet- und

nagelfest in ihrer Wohnung sei, was sie am Hochzeitstage darin aufgestellt, sie wollte es auch Alles bewahren bis an ihr Lebensende.

So sehr sie aber mit dem Erhalten ihrer Sachen Glück gehabt, so unglücklich war es ihr mit ihren Kindern gegangen. Von neun Kindern, die sie zur Welt gebracht, vier Töchter und fünf Söhne, waren ihr nur drei Mädchen und der jüngste, spät nachgeborne Knabe am Leben geblieben, der dafür denn auch der Liebling beider Eltern und der Augapfel der Schwestern war. Besonders die Älteste, Marie, liebte ihn wie ihr eignes Kind, und kam sich eher wie seine Mutter als wie des Kleinen Schwester vor, denn sie war sieben und zwanzig Jahre und diente seit zehn Jahren als Näh- und Kammerjungfer bei der Kommerzienräthinn in dem Vorderhause.

Der Kommerzienrath, ein jüdischer zum Christenthume übergetretener Banquier, hatte fast um die gleiche Zeit mit Meister Redlich geheirathet.

Als er das große Haus gekauft, um sich mit seiner jungen Gattin in demselben einzurichten, hatte er die Redlichs schon als Miether im Seitenflügel des Hauses vorgefunden, und weil es stille Leute waren, die ihren Zins auf das pünktlichste bezahlten, sie darin belassen. Paul, des Kommerzienrathes Sohn, hatte mit des Schneiders Marie seine ganze Kindheit hindurch gespielt, dann hatte Marie die viel jüngere Schwester ihres Kameraden spielend beaufsichtigen und unterhalten müssen, bis die Kommerzienräthinn die Schneiderstochter in die Schule und danach in die Nähschule geschickt, wo das Mädchen sich ungewöhnlich anstellig bewiesen hatte. Nachdem Marie dann ihre Confirmation bestanden, war sie als tägliche Aushülfe bei der Kommerzienräthinn beschäftigt worden, bis diese endlich das siebenzehnjährige Mädchen als Kammerjungfer in ihr Haus nahm, was für beide Familien bisher zum größten Vortheil ausgeschlagen war. Meister Redlich und die Seinen hatten viel-

fach Arbeit und Unterstützung von der reichen Herrschaft ihrer Tochter, und diese besaß in Marien das Muster einer treuen und liebevollen Dienerinn.

In den zehn Jahren, welche sie jetzt im Dienste der Kommerzienräthinn zugebracht, war sie Allen ganz unentbehrlich geworden. Ihr stilles Wesen, ihre besseren Gewohnheiten schieden sie von der übrigen Dienerschaft und brachten sie der Herrschaft näher. Man nannte sie im Hause die Mamsell, sie hatte ihr besonderes kleines Zimmer, und blieben ihr einmal ein Paar freie Stunden, so verlebte sie diese bei den Eltern, oder die Schwestern kamen durch die Küche zu ihr herüber, um von ihr das Nähen und andere feine Arbeiten zu erlernen. Sie hatte sich von ihrem reichlichen Lohne schon zweihundert Thaler sparen können, eine gleiche Summe hatte der Kommerzienrath ihr, als er gestorben war, zum Dank für ihre lange, treue Pflege ausgesetzt, und da sie sehr viel Wäsche und sehr viel Kleider besaß, konnte sie sich in ihren

Verhältnissen wohl als reich erscheinen. Sie hielt auch selber Etwas auf sich, und war der Eltern Stolz und Freude, so daß ein Neffe der Meisterinn, der im Herbste nach Berlin gekommen war, im Hause seiner Tante nur von Marien unterhalten wurde, die sich damals mit ihrer Herrschaft abwesend befand.

Dieser Neffe war der Meisterinn Bruder-Sohn. Er hatte Gürtler werden sollen wie sein Vater, der in Köln am Rheine angesessen war und seinen Kindern, so weit er konnte, eine gute Erziehung hatte zu Theil werden lassen. Weil Karl aber von Kindheit an gar geschickte Hände gehabt, und weil er seinen Kopf darauf gesetzt hatte, daß er ein Künstler, ein Bildhauer werden wolle, so war man zu einem Ausweg mit ihm geschritten, und hatte ihn, da er das Formen und Gießen von Hause aus erlernt, zu einem Bildschnitzer in die Lehre gegeben, damit er seiner Lust am Schaffen von Thier- und Menschengestalt

ein Genüge thun lerne, und doch ein Gewerbe betreibe, das, wie der Vater meinte, immer ein sicheres und früheres Auskommen verspreche, als die große, wirkliche Bildhauerei.

Als Bildschnitzer und Former, daneben des Metallgießens kundig, war er dann auf die Wanderschaft und bald auch nach Paris gegangen. Dort, wo die Bronzefabrikation im Großen in eigenen Fabriken betrieben wird, hatte er gehofft am meisten auf seinem Platze zu sein, am vollständigsten sich ausbilden zu können, und in Beidem hatte er sich nicht getäuscht. Schon nach wenig Monaten hatte er Arbeit in einer der ersten Fabriken gefunden, und seine Fertigkeit in allen zu der Fabrikation gehörenden Fächern, sein Geschick im Modelliren und im Zusammenstellen des Vorhandenen zu neuen Façons und Gruppen, besonders aber seine eigene Erfindungsgabe, hatten ihn dem bejahrten Prinzipale so sehr empfohlen, daß man ihn ungern scheiden ließ, als er nach

ein Paar Jahren nach Deutschland zurückzukehren beschloß. Er hatte sich aber davon nicht abbringen lassen, sondern der Reihe nach in Frankfurt, in München und in Wien gearbeitet, um die großen Städte seines Vaterlandes kennen zu lernen, und zu sehen, wo es am leichtesten möglich sein würde, mit angestrengtem Fleiße es zu der Fabrik zu bringen, die einmal zu gründen und zu besitzen, er fest entschlossen war. So hatte er sich denn zuletzt auch nach Berlin gewendet, und war in das Haus der Tante gekommen, in welchem er wie ein eignes Kind empfangen und als ein weit gereister und so geschickter Mann zugleich mit staunender Bewunderung aufgenommen wurde.

Karl war auch recht nach dem Sinne der Tante, er war so recht aus ihres Vaters Familie, wie sie sagte, und kein Adliger konnte mehr auf seine Familie halten, als Frau Redlich auf die ihre. Es waren auch meist tüchtige Menschen, die Bergers. Sie hatten Alle einen festen Willen,

waren arbeitsam, wollten vorwärts und kamen auch vorwärts. Von Meister Redlichs Demuth, von seinem zufriedenen Gottvertrauen, und vollends von seiner Vorliebe für das gute Alte hatten sie freilich Nichts, und Frau Redlich hatte sich wohl bisweilen im Stillen über diese Eigenschaften ihres Mannes beklagt, so viel sie außerdem auch auf ihn hielt. Er war aber geblieben, was und wie er war, und seine Kinder hatten alle mehr oder weniger seine stille Weise, bis auf Hanne, die der Mutter ähnelte und keck und munter war wie Eine.

Mit Hanne hatte der Vetter sich auch gleich zu schaffen gemacht, als er die Seinigen zuerst besuchte, und so befremdlich ihm sein Onkel vorgekommen war, so wenig er dessen bescheidene Zufriedenheit begreifen konnte, da es knapp genug in seinem Hause zuging, so war dessen reine Güte und die Herzlichkeit der ganzen Familie ihm doch so werth geworden, daß er wieder und wieder

hinging, schon weil er die Freude sah, welche er den Seinigen damit bereitete.

Der Onkel, der nie weit in die Welt gekommen war, knipste vor Erstaunen oft drei- viermal den strammen Faden in der Luft, ehe er sich entschloß ihn durch die kurze Nadel zu ziehen und weiter zu arbeiten, wenn Karl von Paris erzählte und von der Revolutionszeit, und von Allem was er dort und anderwärts erlebt. Der Meister schüttelte dazu freilich den Kopf, es grausete ihm ordentlich davon, und er seufzte, wenn er dabei an die bösen Zeiten in Berlin gedachte. Er kam dann immer auf die guten alten Tage zu sprechen, in denen so Etwas ganz unmöglich, und die schon darum viel besser gewesen wären; aber er brachte den Neffen doch jedesmal wieder auf Paris zurück. Es ging ihm wie den Kindern mit dem Mährchen von dem großen Oger; er konnte das Grauen so wenig satt bekommen, als das Verwundern.

Daß man den König vertrieben, das war dem Meister noch lange nicht so staunenerregend und schauerlich, als daß ein Arbeiter, daß Monsieur Albert eine Weile mit den berühmtesten Leuten zusammengesessen und das Land regiert habe. Er für sein Theil habe es nie geglaubt, sagte er, und glaube es auch jetzt nicht, obschon er es selbst gelesen und obschon der Neffe es gesehen hatte, denn das sei unnatürlich und ganz unerhört. Aber er ließ es geschehen, daß Karl über des Onkels Zweifel von Herzen lachte, und er wendete auch Nichts dagegen ein, wenn Jener behauptete: daß ein Arbeiter die Gesetze machen helfe, wo Arbeiter Steuern zahlen und den Gesetzen gehorchen müßten, das finde er gar nicht überflüssig, sondern vielmehr nöthig. Der Meister konnte sich sogar freuen, wenn der Neffe recht eifrig und recht hitzig wurde. Er nähte dann nur noch vergnügter vorwärts, und hatte an den kecken, hitzigen Worten seine Lust wie Andere an einem schaurigen Thea-

terstücke, oder an recht halsbrechenden Seiltänzer-sprüngen, neben denen man sich auf festem Grund und Boden sicher fühlt.

Eine ganz andere Freude aber hatte die Tante an dem Neffen, der wie ein Künstler aussah, wenn er mit dem langen schwarzen Knebelbarte, mit dem grauen Kalabreser auf den schwarzen Locken, durch die Straßen ging. Es war ihr Stolz, daß die Nachbaren im Hofe an das Fenster traten ihn zu sehen, oder wenn sie unten am Brunnen sagten: das müsse wahr sein, der junge Mensch sehe besser aus wie mancher Prinz, und so schlank und fein er wäre, so merke man es doch, er habe Mark in seinen Knochen, das Leben funkle ihm nur so aus den Augen. Die Meisterinn bemerkte dann wohl, ihre ganze Familie wäre so kräftig und so schön, und die Kinder, welche in ihre Familie ähnelten, die Hanne und der kleine Hermann, die würden grade so werden. Sie selbst hätte wohl gut aus-gesehen in ihrer Jugend; die Arbeit und die

Wochenbetten und die vielen Sorgen, die könnten aber dem Menschen schon Etwas abziehn.

Der Neffe aus Paris, der schöne Berger, war und blieb die Bewunderung des ganzen Hofes. So oft er kam, und vollends Sonntags, wenn er sich, wie sie's nannten, »angezogen« hatte, war des Redens über ihn kein Ende. Wer aber am eifrigsten sprach und am Meisten von ihm zu erzählen wußte, das war Hanne, und wer am Liebsten zuhörte und am Meisten fragte, das war die alte Köchinn von der Kommerzienräthinn.

Die Kommerzienräthinn und die Tochter waren seit Monaten schon auf Reisen, und Marie wie immer mit der Herrschaft gewesen, als Karl im Augustmonate nach Berlin gekommen war. Die Köchinn hatte also volle Muße, und kaum war es ihr gelungen Bekanntschaft mit dem jungen Manne zu machen, als sie zur Hanne sagte, sie wisse wohl, weshalb der Berger so oft bei ihnen sitze, und weshalb er nicht bessere Gesell-

schaft suche, die ihm ja nicht fehlen könne. Es wäre alles nur um die Marie. Er sei gekommen sich hier zu etabliren, dazu gehöre Geld, Geld habe die Marie, und also — sei es richtig!

Hanne hätte nicht fünfzehn Jahre sein müssen, wäre sie nicht in Aufruhr gerathen bei dem bloßen Gedanken an eine Heirath in ihrem Hause, und bei der Vorstellung ein Geheimniß erfahren zu haben, das man ihr verbergen wollen.

Wochenlang hatte sie darauf gebrannt, es dem Cousin zu sagen, daß sie alles wisse, aber sie war nie dazu gelangt, und sich vor den Eltern Etwas merken zu lassen, das wagte sie denn doch nicht, dazu hielt die Mutter viel zu gute Zucht. Endlich einmal an einem Sonntage war der Cousin gekommen, und hatte die Tante gefragt, was sie wohl dazu meinte, er möchte die Hanne, die noch niemals in der Komödie gewesen war, heute mit sich in das Theater nehmen. Es werde die Zauberflöte aufgeführt, und das sei eben recht ein Stück für sie.

Die Mutter hatte den Vater angesehen, der Vater hatte gemeint: Hanne gehe jetzt doch grade zum Religionsunterrichte, er wisse nicht ob das mit der Komödie — — Er hatte es aber nicht zu Ende gesprochen, weil er Nichts gesagt haben und der Mutter nicht die Hände binden wollte. Die Mutter stand, und sah ihn an, Hanne stand und sah den Vater und die Mutter und den Cousin mit solcher Spannung an, daß ihr die funkelnden braunen Augen fast zum Kopfe heraustraten. Endlich fragte die Mutter: ja, was meinst Du denn? — Und der Vater sprach: ja! wenn Du meinst! — und der Cousin sagte: also sie kommt mit! — und Hanne war wie außer sich vor Freude. Sie lief hinaus zur Schwester, die auf dem Vorplatz am Heerde die Erbssuppe bewachte, sie lief hinüber zur Köchinn, sie machte sich ein Gewerbe am Brunnen, und wäre am Liebsten auch zum Gewürzkrämer gelaufen, es Allen zu erzählen, was ihr bevorstehe für den Abend.

Der ganze Tag ging mit den Vorbereitungen für das Theater hin. Sie kämmte und band ihr Haar so blank und fest, daß der Kopf ihr wehe that, und die Stirnhaut sich ihr spannte. Sie suchte von ihren Strümpfen das Paar hervor, das am weißesten gewaschen war, sie band die neuen Strumpfbänder um, und wichste so lange an den Schuhen, daß sie darüber den Mittag fast versäumte. Sie hätte sich aber gar Nichts daraus gemacht, denn sie fühlte heute keinen Hunger, keinen Durst, nichts als Vergnügen.

Der Vater und die Mutter, die auch einmal die Zauberflöte vor vielen Jahren aufführen gesehen, erzählten ihr während des Essens den ganzen Inhalt, denn sie sagten, so Etwas könne man zum erstenmale nicht gleich verstehen. Die Kinder saßen und hörten mit offenen Augen und Ohren: wie Pamina und Tamino durch Feuer und durch Wasser gingen; und Hanne lief es kalt vor Schauder und Entzücken durch die Glieder, bis der Vater vom

Papageno zu reden begann, und selbst munter gemacht durch die Erinnerung, das Lied vom lustigen Vogelsteller so vergnüglich sang und pfiff, daß die Mutter sich vor Lachen mit der Suppe verschluckte, und der kleine Hermann vom Tische aufsprang, um nach dem Hopsasa des Vaters unaufgefordert in der Stube umher zu tanzen.

Aber je näher die fünfte Stunde kam, je feierlicher wurde es Hanne zu Sinn. Sie hatte sich immer vorgestellt, so werde es ihr Ostern vor der Einsegnung zu Muthe sein. Sie saß schon um vier Uhr fix und fertig angezogen, in dem blauen Tibetkleide, das die Kommerzienräthinn ihr zum Weihnachten geschenkt, den Hut und die Handschuhe auf, die sie von der Schwester bekommen hatte, und das Herz schlug ihr ordentlich, so oft ein Mensch die Stiege heraufkam.

Endlich war der Vetter da. Die Mutter band ihr selbst das Umschlagetuch um, zog den Zipfel hinten zurecht, daß er genau in der Mitte

hing, steckte ihr das Tuch unmerkbar auf beiden Schultern fest, damit es sich nicht verziehen könnte, und schärfte ihr ein, sich auf alle Fälle vorzusehen, und die Bank abzuwischen, ehe sie sich niedersetze: denn manchmal wäre doch ein Sitz nicht rein. Und nun gingen sie — und die Mutter machte das Fenster auf, und schaute ihnen lächelnd nach, und rief den Vater, er möge einmal kommen und sehen, wie groß Hanne sei, wenn sie ordentliche Kleider trage.

Aber mit den ordentlichen Kleidern hätte es bald ein trauriges Ende genommen, denn Hanne, die sich immer sagte, sie gehe jetzt wie eine Große mit dem schönen Vetter aus Paris in die Komödie, fühlte auch die Pflicht aus diesem Grunde anders als gewöhnlich, ja recht besonders gut zu gehen. Und weil sie den Kopf so steif hinten über hielt, und alle Leute darauf anblickte, ob sie wohl auch merkten wer sie wäre und welche Bewandniß es mit ihr habe, so waren sie noch nicht bis

an die Ecke ihrer Straße gekommen, als Hanne schon zweimal gestolpert war, daß der Vetter sie mahnen mußte besser aufzupassen.

Es verdroß sie schwer, sich so wie ein Kind berufen zu lassen, und den Fehler gut zu machen, beschloß sie dem Vetter zu zeigen, daß sie wirklich kein Kind mehr sei.

Ja! sagte sie, wenn die Marie hier wäre, und Du könntest mit der in's Theater gehen, die brauchtest Du freilich nicht zu berufen.

Karl, dem es leid that, sie mit seinem lebhaften Worte vielleicht gekränkt zu haben, versicherte ihr, er sei ganz zufrieden, sie mit sich zu haben, und es mache ihm grade Vergnügen, daß sie noch nie ein Theater gesehen habe.

O! das glaube ich schon! entgegnete das Mädchen, aber die Marie paßt doch besser zu Dir. Sie ist in Kleidern wie das Fräulein, sie bekommt ja auch fast Alles von ihr, und sie ist so fein, so fein! ganz wie eine Dame, aber ganz!

Das wird sie wohl sein! sagte der Cousin, indeß für Hanne war das lange nicht genug.

Die Marie sollte schon immer einmal mit Kommerzienraths nach Paris! fuhr sie fort, nur weil jetzt die Kommerzienräthinn krank war, sind sie noch nicht dazu gekommen. Und nun ist's ja auch recht gut.

Gut? Wozu? fragte Karl.

Für Dich! meinte Hanne mit kecker Entschlossenheit.

Für mich? wiederholte Jener verwundert, und sah das schwatzende Mädchen fragend an.

Hanne war verlegen, wollte es sich aber nicht merken lassen, um ihm nicht abermals wie ein Kind zu erscheinen.

Ja! für Dich! sagte sie. Denke nur nicht, daß ich noch so dumm bin. Meine Ohren und Augen habe ich so gut wie ein Andrer.

So! entgegnete der Vetter, den die unwillkührliche Komik des Mädchens amüsirte. Und

was hast Du denn mit Deinen Augen und mit Deinen Ohren gesehen und gehört?

Alles! Alles! rief Hanne. Glaube nur nicht, ich denke Du wärest so für Nichts hergekommen! Du kommst auch nicht so für Nichts zu uns, wo es gar nicht so amüsant ist, als Du es anderwärts haben könntest. Die Auguste von drüben, die Köchinn, Du weißt ja, die hat es gleich gesagt: Du hast Deine Absichten.

Sie war froh, daß sie's heraus hatte, denn es ist nicht leicht, sich älter und gewichtiger zu stellen als man ist. Aber durch ihre letzte Bemerkung war Karl plötzlich aufmerksam geworden.

Absichten? fragte er, was für Absichten?

Hanne lachte verlegen und doch pfiffig. Hole mich nur nicht so aus, Du wirst's schon wissen! sagte sie.

Wenn ich's aber nun doch nicht weiß, Hanne!

Ja! willst Du's hören, so kann ich Dir's auch sagen, fuhr sie, nun sie einmal auf dem Wege

war, ermuthigt fort. Du willst Dein eignes Geschäft anfangen, und dazu wirst Du die Marie heirathen. Nun weißt Du's also!

Hans Narr! antwortete der Cousin, wer hat Dir das in Deinen Kopf gesetzt?

Sie sagen's Alle!

Wer sind diese: Alle? fragte Karl immer ernsthafter.

Alle! antwortete Hanne. Jeder, der die Marie nur kennt! Jeder sagt's, alle Nachbarn, daß Ihr ein Paar werden würdet.

Damit waren sie bis vor das Opernhaus gekommen, traten in die Reihe der Wartenden ein, und schon damit begann für Hanne der Anfang der Bezauberung, die im Theater eine solche Höhe erreichte, daß sie wie in einem Rausche nach Hause kam, und die Eltern und der Vetter sich schüttelten vor Lachen über die Weise, in welcher Hanne ihre Erlebnisse erzählte.

Zwischendurch aber mußte Karl doch, ohne

daß er's wollte, an die abwesende Cousine denken. Jeder, der mit ihm bisher von ihr gesprochen, war ihres Lobes voll gewesen, indeß er hatte sich Nichts dabei gedacht, obschon das Daguerreotyp, auf dem sie sich mit ihren drei Geschwistern zur silbernen Hochzeit der Eltern hatte abbilden lassen, und das man ihm gleich am ersten Tage mit großem Familienstolze herbeigeholt, ihm hübsch erschienen war. Jetzt am Abende, als er schon fortgehn wollte, nahm er der Tante das Licht aus der Hand, trat vor das Bild und sah es lange an. Die Tante fragte: was er denn betrachte? — Die Hanne ist doch merkwürdig gewachsen in den zwei Jahren! antwortete er, zog seinen Überrock an, und ging seines Weges. Aber er beschäftigte sich zum erstenmale im Geiste mit der Cousine, und fragte sich: wann sie wohl wiederkehren würde?

Zweites Kapitel.

Es war Ende September, als die Kommerzienräthinn mit den Ihren aus der Schweiz zurückkam. Karl wußte den Tag voraus, und am zweiten Abende nach der Heimkehr besuchte er Marie. Die Mutter selbst ging mit ihm hinüber.

Marie bewohnte ein kleines Stübchen im linken Flügel des Hinterhauses, grade ihren Eltern gegenüber. Die Messinglampe brannte auf dem Tische vor dem Schlafsopha, auf dem Marie bei ihrer Arbeit saß. Ein Paar unbedeutende Kupferstiche, ein Epheukasten, die man aus der Herrschaft Zimmer fortgethan, einige kleine Geräthe von Gußeisen und buntem Porzellan, welche man Marien gelegentlich geschenkt, gaben dem Stübchen einen Anstrich von wohnlicher Zierlichkeit, der durch ein kleines Bücherbrett voll Bücher noch erhöht ward.

Marie stand auf, den Vetter zu begrüßen, aber so freundlich sie ihm die Hand gab, konnte er einer gewissen Befremdung nicht Meister werden, denn er hatte sich die Cousine jünger und hübscher vorgestellt als er sie fand. Freilich hatte er gewußt, daß sie sieben und zwanzig Jahre, daß sie älter sei als er, er hatte auch ihr Bild gesehen, indeß grade dies vor längerer Zeit gemachte Bild, hatte ihn durch die seltene Regelmäßigkeit der Formen überrascht, und ihn doch zugleich irre geführt.

Man mußte Marie wirklich schön nennen, wenn man nur die feine Form ihres Kopfes, ihrer Züge und ihrer Gestalt betrachtete. Ihr hellbraunes Haar legte sich weich um die schmalen Schläfen, ihre Augen waren groß und hellblau, Nase und Mund sehr wohlgebildet, aber allen diesen Vorzügen fehlte der Ausdruck frischen Lebens. Marie war bleich, ihre Miene hatte etwas Schweigsames, und ohne daß sie eigentlich kränklich war,

trug sie ihre feine Gestalt nachlässig wie eine Leidende, obschon sie im Übrigen die sauberste Sorgfalt auf ihre Person und ihre Kleidung wendete.

Wie bewölkt sieht sie aus! dachte er, und wußte nicht, wie er auf den Ausdruck gekommen war, der übrigens Mariens Wesen auf das Richtigste bezeichnete. Sie that ihm leid, und er ärgerte sich auch, daß er sich enttäuscht fühlte, aber kaum fing sie zu sprechen an, als der trübe Eindruck sich verwischte, den sie auf ihn gemacht. Sie erzählte von der Schweiz, in der sie eben jetzt gewesen war, sie kannte Frankfurt und München und Wien, die Städte in denen Karl sich länger aufgehalten, sie war in manchen Gallerien und Museen mitgewesen, hatte Vieles gesehen, mancherlei begriffen; und Karl fand in ihr Vorstellungen und Anschauungen, die unter den Frauen seines Standes zu den Seltenheiten zählten.

Als dann nach einer halben Stunde die Glocke in ihrem Zimmer erklang, als sie zu ihrem

Fräulein gehen mußte, da war es Karl, als sei er eben erst gekommen, und von dem Tage ab besuchte er die Tante nur noch häufiger. Freilich konnte er oft drei-, viermal vergebens hingehen, denn fragen nach Marien mocht' er nicht, und es war unberechenbar, wann sie zu den Eltern kam, aber es entspann sich doch eine Art von Verkehr zwischen den beiden jungen Leuten. Marie las gern, Karl dankte sein ganzes Wissen dem Selbst-unterrichte. Er borgte hie und da Eins von ihren wenigen Büchern, lieh ihr ein anderes, und Hanne, deren Neugier und Unruhe eifrig nach jeder Beschäftigung griffen, besorgte den Austausch dieser Bücher, und bildete eine Verbindung zwischen jenen Beiden, deren wachsende Wärme sie selber kaum bemerkten.

War Karl bei ihren Eltern gewesen, so lief Hanne im Gefühl ihrer Wichtigkeit augenblicklich zur Schwester hinüber, ihr Alles zu erzählen, was er gesagt und was er gethan. Beseelt von der

Vorstellung, der geheime Vertraute eines Liebeshandels zu sein, beschrieb sie Marien auf das Lebhafteste, wie Karl nach ihr gefragt, wie er habe aufbrechen wollen, wie er aber geblieben sei, als die Mutter gemeint: Marie könne am Ende doch wohl noch kommen; und wie er sie habe grüßen lassen, als er zuletzt ganz mißvergnügt gegangen sei. Nicht weniger ausführlich schilderte sie in ihrer Gesprächigkeit dem Vetter, Mariens Bedauern ihn nicht gesehen zu haben, und da der Mensch sich leicht an einen geistigen, ihm schmeichelnden Zusammenhang mit einem Anderen gewöhnt, so fingen Karl und Marie bald an, nacheinander zu fragen, wenn Hanne nicht erzählte, und es zu entbehren, wenn sie auf ihre Fragen einmal nichts Neues zu berichten wußte.

So oft sie sich wiedersahen, waren sie einander vertrauter geworden, ohne eigentlich zu wissen, wie das gekommen sei. Karl's Pläne für seine Niederlassung wendeten sich dabei mehr und

mehr auf Berlin, was Marie mit stiller Wonne bemerkte, aber keiner von ihnen sprach ein Wort darüber. Nur freute Marie sich immer lebhafter, wenn die Schwester ihr sagen kam: der Cousin sei drüben; sie ließ es sich auch gegen ihre sonstige zurückhaltende Gewohnheit still gefallen, daß die Köchinn und das Hausmädchen einander lächelnd ansahen, wenn sie dann eilig zu den Eltern ging; im Übrigen entschwand der ganze Herbst, ohne daß in ihren äußern Verhältnissen sich etwas geändert hätte. Nur ihr Inneres erlitt eine vollständige Verwandlung.

Sie hatte sich bis dahin immer sehr glücklich gefühlt, sich immer in einer sanften Heiterkeit, in steter Dienstfreundlichkeit und Achtsamkeit bewegt; jetzt war sie häufig niedergeschlagen, hie und da zerstreut, und ihre Zufriedenheit war verschwunden.

Das Fräulein fragte sie ein Paar mal leichthin: ob ihr Etwas fehle? Paul, der Sohn vom Hause, neckte sie mit ihrer Schwermuth, und eines

Morgens, als sie gegen ihre Gewohnheit einen Auftrag auszurichten vergessen, den er ihr gegeben, sagte er tadelnd: Marie müsse sich auf ihre alten Tage wohl verliebt haben, weil sie so zerstreut geworden sei. Darüber war sie empfindlich geworden, und hatte in so heftiger Weise gebeten, er möge sie mit solchem Scherz verschonen, daß er sie verwundert angesehen.

Paul hatte das Mädchen lieb, Marie wußte es auch, daß er es wohl mit ihr meinte, und daß er gut und brav sei, wenn schon der Vater nie recht mit ihm zufrieden gewesen war. Der Kommerzienrath hatte sich nämlich in seinem Sohne den Nachfolger und den Fortsetzer seines bedeutenden Geschäftes zu erziehen gehofft, Paul aber hatte studieren wollen, war Jurist geworden, und hatte später auch diese Carriere verlassen, um sich ganz den ästhetischen und humanistischen Studien hinzugeben, zu denen seine Neigungen ihn zogen. Wie Gelderwerb und ein thätiges Leben die Lust

seines Vaters gewesen waren, so sah Paul das Glück in dem mußevollen Dasein, zu welchem sein großes Vermögen ihm die Mittel und die Freiheit gab. Er war viel gereist, hatte Verbindungen mit manchen bedeutenden Menschen angeknüpft, und war ein Mann geworden von vielseitigem Wissen, voll enthusiastischer Empfindung für das Schöne und Gute, aber nicht thätig und nicht praktisch genug, um selbst etwas Bedeutendes hervorzubringen, und die Hülfe, die er Andern angedeihen ließ, nicht mannigfach mißbraucht zu sehen.

So war er oft getäuscht worden, ohne deshalb entmuthigt, oder in seinem Glauben an die Menschen wankend geworden zu sein, denn er war im eigentlichen Sinne eine liebende Natur, und mit dieser Liebe hing er auch an seiner Mutter, vor Allem aber an seiner zehn Jahre jüngern Schwester Leonore.

Die glücklichen Anlagen Lora's zu entwickeln,

sie nach seinem Sinne zu erziehen, war von jeher seine Freude gewesen, und der Verkehr zwischen den Geschwistern war so innig, die Neigung Paul's für Lora so groß geworden, daß er trotz seiner sieben und zwanzig Jahre noch nicht daran gedacht hatte, sich eine Frau zu nehmen, wie die Mutter es für ihn ersehnte.

Marie ihrer Seits, aufgewachsen in der Anhänglichkeit an ihre Herrschaft, in der ausschließlichen Hingebung an alle Interessen derselben, hatte sich immer von Herzen betheiligt gefühlt, wenn die Kommerzienräthinn von der einstigen Verheirathung ihrer Kinder, und von allen ihren andern Lebensplanen mit ihr gesprochen, ja sie hatte es als eine Ehre empfunden, solcher Erörterungen gewürdigt zu werden, und darüber bisher es gänzlich vergessen, daß man von ihren eigenen Angelegenheiten eigentlich doch nur oberflächliche Notiz nahm.

Es war ihr in der Ordnung vorgekommen,

wenn die Kommerzienräthinn sich in breitester Ausführlichkeit mit ihr über die Wahl eines neuen Kleiderstoffes für sich oder die Tochter berathen hatte, wenn die geschmackvolle Anordnung eines Mittagbrodes stundenlang überlegt und vielmals abgeändert wurde, oder wenn die Mutter sich gleich übertrieben ängstlich zeigte, sobald Lora einmal Etwas bleich aussah, und der Nachfragen dann kein Ende war: ob die Tochter gut geschlafen, ob sie sich über Etwas zu beklagen habe? Plötzlich aber sah Marie dies Alles in sehr veränderten Lichte, plötzlich wurde es ihr oft lästig, und es fing an, sie eine Unbilligkeit zu dünken, daß man für so unwesentliche Dinge eine so große Theilnahme von ihr begehrte.

Der Gedanke an ihr eignes Ich erwachte in Marien. Mit der Liebe zugleich wurde die naturgemäße Selbstsucht in ihr lebendig, welche die stete Abhängigkeit bisher in ihr niedergehalten hatte. Sie war der Kommerzienräthinn

deshalb nicht weniger ergeben, sie hatte nicht weniger Anhänglichkeit an Paul, nicht weniger Liebe für die freundliche Lora, aber sie empfand in jedem Augenblicke, wie ungleich das Verhältniß zwischen ihr und ihrer Herrschaft sei, und in wie bequemer Weise man ihr den Antheil wiedergab, den man als Pflicht von ihr erheischte.

Während die Kommerzienräthinn sich unablässig mit dem Loose ihrer Kinder beschäftigte, während sie nie aufhörte an einen angemessenen Wirkungskreis für Paul, an beglückende Ehen für ihn und für Lora zu denken, hatte sie sich schwerlich jemals gefragt, was einst Mariens Schicksal sein werde, deren Leben ihr doch von frühester Jugend an, mit Selbstverläugnung hingegeben worden war. Marie hatte bisher ihre Zukunft immer auf ihre Herrschaft gebaut, sie durfte auch mit Vertrauen darauf rechnen, daß man sie nicht verlassen, sie vor Noth bewahren würde, aber war das der Lohn für eine ganze, lange Jugend,

wenn man sie im Alter vor Noth behüthete? Wer hatte sich jemals ernstlich darum bekümmert, was sie denke, was sie wünsche und erstrebe? Und sich aus eignem Antriebe gegen ihre Herrschaft auszusprechen, war Marien ganz unmöglich, denn nur das Gefühl der Gleichheit macht mittheilsam, Abhängigkeit verschließt so wie das Herz auch den Mund.

Ein Zwiespalt, eine schwere Mißstimmung bemächtigten sich des Mädchens. Bald schalt sie sich ungerecht und undankbar, bald nannte sie ihre Herrschaft selbstsüchtig und herzlos. Sie sehnte sich unter ihres Gleichen zu leben, und unabhängig zu werden, und diese Sehnsucht hatte sich bis zu krankhafter Lebendigkeit gesteigert, als dieser letzte Tag des Jahres herangekommen war.

Drittes Kapitel.

Das Diner bei der Kommerzienräthinn war vorüber, die Damen hatten Etwas geruht, die Kommerzienräthinn war schon zu dem Balle bei ihrer Schwägerinn angekleidet, und Lora stand froh und heiter vor der Toilette. Marie hatte ihr das weiße Kreppkleid angezogen, ihr den Maiblumenkranz in das schwarze Haar gesteckt, dessen glänzende Wellen ihr feines, längliches Gesicht umgaben, und in die geöffneten Schmuckkästchen blickend, fragte Lora: Marie! was meinst Du, soll ich die weißen Perlen oder die Korallen dazu nehmen?

Ach! das ist wohl einerlei! entgegnete Marie, der heute ganz andere Dinge am Herzen und auf dem Herzen lagen, als ihres Fräuleins Schmuck.

Lora blickte sich um. Dir ist aber jetzt auch Alles einerlei, Marie! sagte sie mißbilligend. Ich weiß gar nicht, was Du hast! Ich glaube, ich könnte gelb und grün und roth zusammenbringen, Du ließest mich in Gottes Namen damit gehen.

Marie wurde achtsam, und mit erzwungener Theilnahme entschied sie sich für die Korallen, während Lora schon das feingefügte Halsband von kleinen Perlen anlegte, das sich schön abhob gegen ihre sanft gefärbte Haut. Ihre Zerstreutheit gut zu machen, reichte Marie dem Fräulein dienstbeflissen die Handschuhe, nahm das Taschentuch aus dem parfümirten Kasten, holte den Fächer, das Bouquet herbei, und fragte dann: Nicht wahr! Fräulein Lorchen! heute bleibt die Frau Kommerzienräthinn doch auch zum Souper?

Ja wohl! entgegnete Lora, vor ein Uhr sind wir gewiß nicht zu Hause. Du willst wohl zu den Eltern gehen?

Marie bejahte es, und Lora sagte freundlich,

den frühern Tadel gut zu machen: Dein Cousin ist gewiß auch drüben?

Marie wurde roth und dann plötzlich blaß, aber sie nahm sich zusammen, denn grade, daß er dort war, zum letzten Male dort, das hatte ihr alle die Tage schon im Sinne gelegen, das hatte sie grade heute so beschäftigt, daß es ihr doppelt gleichgültig gewesen war, welchen Schmuck das Fräulein anthat.

So ruhig sie konnte, sagte sie: Ja! er kommt Abschied zu nehmen, morgen geht er fort. Aber es schnürte ihr die Kehle zu, als sie es aussprach.

Wo reis't er hin? fragte Lora, und bog die eine Maiblume so weit herunter, daß sie bis auf die fein gezeichnete Schläfe herabfiel.

Nach Paris!

Er war ja schon so lange dort! meinte Lora.

Ja! er hat einige Jahre dort gearbeitet und wollte sich eigentlich hier niederzulassen versuchen.

Er fand aber, daß das schwerer sei und weniger Aussicht verspreche, als er zuerst gemeint. Und nun hat er grade am Dienstage eine Aufforderung bekommen, als Werkführer in seine frühere Fabrik in Paris einzutreten, und da hat er Alles aufgegeben und geht fort.

Sie seufzte, Lora hörte es wohl nicht, denn sie fragte, noch immer mit sich selbst beschäftigt: Spricht er denn Französisch?

Er sagt: er spreche es so gut wie Deutsch. Er war ja auch drei Jahre dort.

Wie lange war er denn jetzt hier?

Fast fünf Monate!

Sonderbar! meinte Lora, er war doch ein paar Male bei Dir, und ich habe ihn nie gesehen. Sie nahm dabei die Echarpe um, Marie wickelte sie in den Mantel ein, zog ihr die warmen Schuhe über, der Diener meldete, daß der Wagen da sei, und im Hinausgehen sagte Lora mit heiterer Gutmüthigkeit: Amüsire Dich Marie, und ich laß

Deinem Cousin eine glückliche Reise wünschen. Nach Paris wollen wir auch noch einmal hin.

Sie eilte damit hinaus, ohne weiter an den jungen Mann zu denken, nach dem sie nur aus freundlicher Neugier gefragt. Marie aber räumte schnell die Zimmer auf, machte Alles für die Rückkehr und die Nacht bereit, legte dann selbst einen frischen Kragen und frische Manschetten an, und ging, das Herz voll Liebe und Kummer, zu den Eltern hinüber, von denen sie erwartet wurde.

Die Mutter hatte den Tisch, der sonst immer unter dem einzigen aber breiten Fenster stand, damit Alle so lange als möglich beim Tageslichte arbeiten konnten, heute in die Mitte der Stube gerückt. Ein weißes Tischtuch war darauf gebreitet, und die Messinglampe angezündet, welche Marie den Eltern einmal zu Weihnachten geschenkt hatte, und die auch immer nur am Weihnachts- und am Sylvesterabende angezündet wurde. Stube, Kammer, Küche und Flur waren gescheuert, und dann

die Stube eigens noch frisch geheizt, daß ihr die Luft ganz warm und feucht entgegenströmte, als Marie die Thüre öffnete. Was man aber bei ihrer Herrschaft auch gegen das Waschen der Zimmer und für die Nothwendigkeit der Teppiche sagen mochte, die selbst in Mariens Stube dort nicht fehlten, ihr wurden mit diesem Dampfe alle ihre Jugenderinnerungen, alle Vorstellungen vom eigenen Heerde lebendig. Es war gradezu eine feierliche Rührung, mit welcher sie den Geruch einathmete, als sie die schmale Schwelle überschritt.

Und sie liebte das Feierliche, das Rührende, die Familienfeste. Sie hatte das vom Vater überkommen, der stets behauptete, wer ohne solche Merkzeichen durch das Leben gehe, wer sich nicht an seine alten Gewohnheiten, seine Erinnerungen halte, der sei nicht besser als das Thier, das keine Tage und keine Zeiten kenne, und hinlebe ohne rechte Wissenschaft von sich selber. Den Sylvester aber hielt der Vater ganz besonders in Ehren,

weil er meinte: wie man den Abend verlebe, so lasse das neue Jahr sich an; und mußte man es denn auch vorher und nachher einzubringen suchen, am letzten Tage im Jahre mußte Alles recht vollauf sein, mußte der Vater frohe Gesichter um sich haben.

Marie hatte seit Jahren schon ihren Stolz darin gesetzt, den Eltern ein Gericht Karpfen zum Sylvesterabende zu schenken, die standen jetzt fertig gekocht auf der Schüssel in der Röhre des großen schwarzen Kachelofens, und die Kartoffeln dampften im Topfe, als sie in das Zimmer trat. Karl, der mit dem Vater an dem gedeckten Tische saß, ging ihr entgegen und sie gaben sich die Hände.

Bist Du auch hier? sagte sie mit solcher Freude, als sei sie seiner Anwesenheit nicht im Voraus sicher gewesen.

Wo sollte ich denn sein?

Mit Andern zusammen, irgendwo! entgegnete sie.

Er antwortete nicht darauf, aber sie fühlte ihr Herz warm werden in der Brust, unter seinen Blicken, und Hanne sagte: Na! wenn er heute auch nicht gekommen wäre!

Was wäre dann gewesen Hanne? fragte Karl, der immer seinen Spaß und seine Neckereien mit ihr hatte.

Was dann gewesen wäre? wiederholte sie, frag' die Marie!

So keck war sie in Gegenwart der Andern noch nie herausgegangen. Marie wurde roth und trat, ihr Haar zurecht zu ziehen, an den kleinen Spiegel, der ganz im Finstern hing, und so mit Pathen- und Hochzeitskarten besteckt war, daß Niemand sich darin besehen konnte. Karl fragte: ob sie denn jetzt nicht essen würden; und als die Karpfenschüssel auf den Tisch kam, war das ein viel zu seltenes, viel zu wichtiges Ereigniß für die Redlich'sche Familie, als daß man noch an irgend

Etwas hätte denken können, als an die beiden großen Karpfen.

Schon den ganzen langen Tag war Alles voll Zufriedenheit über dieselben gewesen, denn sie hatten große Rogen, die jetzt mitten in der Schüssel hellgelb schimmernd auf den dunklen Fischen leuchteten, und damit war denn Alles gut. Denn so viel Eier am Sylvester im Rogen, so viel Thaler in der Tasche, hatte des Vaters Großmutter immer gesagt, deren Mann Küster gewesen war, und die als eine fromme Frau sonst von Aberglauben und Vorbedeutungen Nichts gehalten hatte. Nur das Eine hatte sie geglaubt, fest geglaubt und immer bewährt gefunden; und das glaubte der Vater auch, wenn er schon selber sagte: zu verstehen sei's nicht, aber es sei einmal so! Alle die Jahre, wenn er am Sylvester keinen Karpfen gegessen, oder wenn er einen Karpfen ohne Rogen auf dem Tische gehabt, sei immer danach ein doppelt mühseliges Jahr gekommen, so gewiß als das Amen in der Kirche!

Darum lachten heute Allen die Augen, als sie sich zum Tische setzten, und Hermann, der Jüngste, dem es zukam das Gebet zu sprechen, hätte es vor Vergnügen bald vergessen, hätte die Mutter ihm nicht den Wink dazu gegeben. So froh sie waren, wurden Alle still. Von Marien bis zu dem Kleinsten hatten sie es Alle gebetet, dies Tischgebet, und die Worte: »lieber, himmlischer Vater! unter Deinem Segen laß uns auch diese Deine Gabe mit kindlich dankbarem Herzen genießen« waren ihnen in das Herz gewachsen und rührten die Geschwister wenn sie älter wurden, mehr und mehr, so oft sie bei besondern Anlässen gesprochen wurden, eben weil sie dann ein Merkzeichen, Erinnerungen an vergangene Tage waren.

Mit der Behendigkeit einer Eidechse glitschte Hermann vom Stuhle herunter, faltete die Hände, neigte den eigens für den Abend noch einmal glatt gekämmten und mit Wasser blank gemachten Kraus-

kopf, und schickte sich zur Andacht an. Aber so kurz das Gebet war, er mochte auch während der wenigen Sekunden den Anblick der wundervollen Karpfen nicht entbehren, und gesenkten Auges nach der Schüssel hinüberschielend, sprach er mit der Schnelle der Eßlust: lieber himmlischer Karpfen! —

Hermann! rief der Vater, Hanne lachte laut auf, der Kleine erschrak, das Kichern der Schwester machte ihn vollends verwirrt, er wußte nicht Anfang nicht Ende.

Nun Hermann! wirds bald? rief der Vater noch einmal, und bemüht den Fehler zu verbessern, sagte der Kleine mit glühenden Wangen und hervorquellenden Thränen nur noch schneller: lieber himmlischer Vater! unter Deinem Segen laß uns auch diesen Deinen Karpfen — nein! Rogen — nein Gabe! mit kindlich dankbarem Herzen genießen. Amen!

Da war aber des Lachens und Lachens kein Ende mehr. Der Vater konnte nicht vermahnen,

die Mutter konnte nicht schelten, sie konnte auch den Fisch nicht vertheilen. Alles schüttelte sich vor Lachen, jeder wischte sich die Thränen von Auge und Wange, nur der arme Junge stand wie ein Sünder da, und wußte nicht sollte er lachen wie die Andern, oder sollte er in Aussicht auf eine Strafe lieber weinen. Da nahm Marie, deren Liebling er war, ihn zu sich und küßte ihn, und wie sie ihn geküßt hatte, nahm ihn der Karl und küßte ihn auch.

Es mochte nur ein Zufall sein, daß er es that, aber Mariens Wangen, die neben dem Vetter saß, überflog eine heiße Gluth, und der Teller zitterte ihr in der Hand, den die Mutter ihr gab. Essen konnte sie vollends gar nicht. Es war ihr eine Wohlthat, daß Karl den Vorschlag machte, den Kleinen zwischen sie zu nehmen, denn dicht neben Karl hätte sie's nicht ausgehalten, sie wußte überhaupt nicht, wie ihr eigentlich war.

Die laute Lustigkeit der Schwestern, des Vaters

Wohlbehagen an dem Leibgerichte, das nur einmal im Jahre über seinen Gaumen kam, der Mutter Zufriedenheit, es ihm so wohlschmeckend bereitet zu haben, das Lob, das jeder einzeln dem Karpfen und der Mutter spendete, und vor Allem Karl's scherzende Heiterkeit, das Alles hörte, fühlte, empfand sie, aber als läge es weit ab von ihr, als käme es wie ein matter Ton aus der Ferne zu ihr herüber. Sie hatte nur den einen Gedanken, nur die eine Vorstellung: jetzt noch, heute noch ist er da! morgen ist er fort!

Sie hatte sich immer für eine ruhige Natur gehalten, man hatte sie auch immer so genannt. Was war es denn, das so wild, so unaushaltbar in ihr brannte, daß sie es mit Gewalt herausschreien, es mit Gewalt hätte durchsetzen mögen? Sie hatte es früher nicht empfunden, nicht geahnt. Ihr Leben war so gleichmäßig, und selten unbeschäftigt gewesen. Hätte sie nur früher Zeit gehabt auf sich zu achten, darüber nachzusinnen,

wäre es ihr nur früher eingefallen! Jetzt stand Alles klar vor ihren Augen, jetzt überkam es sie mit einem Male, aber was half es ihr jetzt, daß sie's nun Alles, Alles wußte — es war ja doch zu spät.

Karl erzählte von Paris, von den Neujahrsgeschenken, die dort gegeben würden, wo man die Sitte der Weihnachtsbescherungen nicht kennt. Er beschrieb die herrliche Ausstattung der Magazine um die Neujahrszeit, dabei wurden seine Erinnerungen an Paris immer lebendiger, seine Freude es wiederzusehen, immer unverkennbarer.

Ja! sagte er, heute ist Sonntag, heute in acht Tagen bin ich in Paris, denn länger als drei, vier Tage bleibe ich nicht in Köln bei meinem Alten. Es zieht mich ordentlich nach Paris zurück, seit ich's wieder in's Auge gefaßt habe. Und gäbe es dort Sylvester noch solchen Karpfen wie den Deinen, Tante! dann wär's vollends die erste Stadt der Welt.

Es schnitt Marien in's Herz, daß es ihn so zurückzog nach Paris, daß er scherzen konnte über die Entfernung von Berlin, daß er Nichts, Nichts dort zu vermissen fürchtete. Die Mutter aber nahm die Sache ernsthaft.

Schlecht essen sollen die Franzosen! das ist wahr! sagte sie. Ich wollte wohl, Du könntest alle Woche ein paar Mal, wie bei uns, Dein gutes Essen haben.

Karl mußte lächeln. Wie sollte er der ehrlichen Seele ihren freundlichen Glauben nehmen, ihr begreiflich machen, daß er dort Wein und Austern und feinstes Brot schon sonst als häufige Nahrung genossen, und daß ihm jetzt als Werkmeister ein noch besseres Leben gesichert war?

Er hatte genug zu thun, den Vater darüber aufzuklären, was es mit dem Essen von Fröschen und von Katzen in Frankreich für ein Bewandniß habe, denn daß die Franzosen Frösche äßen, und daß in alle Pasteten gehacktes Katzenfleisch gefüllt

würde, das hatte der Meister gar zu oft gehört, um es nicht felsenfest zu glauben. Ihm und der Mutter that der Neffe leid. Es that dem Meister im Grunde Jeder leid, der in die Welt gehen mußte, der nicht wie er in dieser Stube sitzen, und sitzen bleiben konnte, und der Neffe hatte es ja so gut gehabt, so reichlich in Berlin!

Wie Du nur fortgehen magst! sagte der Meister, und sog dabei behaglich die langen Gräten des Mittelstückes ab. Der Mensch weiß wohl, was er hat und was er aufgiebt, aber wer kann wissen, was er dafür eintauscht? — Er seufzte kopfschüttelnd und nachdenklich.

Willst Du noch ein Stückchen Fisch, Vater? fragte die Mutter.

Satt bin ich! meinte der Vater, nur der Karpfen ist so gut —

Iß nur! überredete die Mutter.

Wenn's nur nicht zu viel wird, Mutter!

Ach! vollgegessen liegt sich's fest! beruhigte

sie, und hatte schon seinen Teller genommen, aber irgend Etwas vollauf zu genießen, war nicht in des Meisters Wesen. Er überlegte, er hielt den Teller hin, er zog ihn zurück, er hatte Lust dazu, indeß es kam ihm doch zu üppig und zu sündhaft vor, daß er noch mehr begehrte, da er schon so viel gehabt, und sehnsüchtig wie vorher der kleine Hermann, in die Schüssel blickend, sagte er: Weißt du was, Mutter! heb's mir auf, auf morgen, oder lieber auf übermorgen, dann ist die liebe Gottesgabe wieder ganz was Neues.

Ach! rief Karl, da ertappe ich den Onkel doch auch darauf, daß er einmal was Neues haben will!

Nein! sprach Hanne dazwischen, iß nicht Vater, iß nicht! es kommt noch ganz was Neues, aber so was Neues! — was unerhört Neues!

Sie stieß dabei Sophie an. Sie wußten Beide schon den ganzen Abend über um ein Geheimniß, und sie hatten es verschwiegen wie die Helden. Nun der Karpfen aber gegessen war, nun

sie die gebrauchten Teller abräumen sollten, nun überstürzten sie sich vor Eifer und vor Schnelligkeit, um nur das Geheimniß endlich los zu werden. Eine wollte es der Andern zuvorthun, die Mutter wußte nicht, was sie hatten. Sie wollte ihnen in die Küche folgen, aus Angst, daß die Mädchen Alles zerbrechen, daß Alles darunter und darüber gehen würde, aber Hanne warf von innen die Küchenthüre in's Schloß, und nur ein lautes Kichern antwortete der Ermahnung, die Mutter einzulassen.

Sie sind wie unklug! sagte die Meisterin, und ging in die Stube zurück; kaum aber war sie drinnen, so that die Thüre sich auf, und Hanne trug den Suppennapf, Sophie eine große Schüssel voll Pfannkuchen in das Zimmer.

Punsch! schrie die Eine, Pfannkuchen! die Andere. Vom Karl! wir haben den Punsch gemacht! der Karl hat Alles eingerührt! Zum Abschied! Zum Sylvester!

Sie hätten Jede gern zwei Zungen haben mögen, die Herrlichkeit vierfältig zu erzählen, sie waren ganz berauscht schon von dem duftigen Dampfe des seltenen Getränkes. Auch die Eltern wurden noch heitrer, und Karl, dessen offnes Herz sich erquickte an der Freude dieser guten Menschen, klatschte selbst, froh wie ein Kind, in die Hände, und bat es sich aus die ersten Gläser füllen zu dürfen.

Ihr sollt leben! sagte er, und hob sein Glas empor, und sie wiederholten Alle den Wunsch mit lauter, freudiger Stimme. Alle wollten sie mit ihm, dem Geber dieser Gaben, anstoßen, Alle der Reihe nach: der Vater, die Mutter, Hanne, Sophie, selbst der kleine Hermann hielt seinen kleinen Geburtstagskrug in die Höhe. Nur Marie stand still, und als Karl an sie herantrat, und mit einem freundlichen: Gut Glück! sich ihr nahte, wurde sie blaß, daß er erschrak, und die Thränen kamen ihr in die Augen, so sehr sie es verbergen wollte,

weil sie sich seiner Heiterkeit gegenüber, ihres Schmerzes schämte.

Karl verstummte. Es zuckte auch ihm wunderlich durch die Brust. Er hatte diese letzten Tage, seit Ankunft des Briefes, immer nur an Paris gedacht, jetzt vor Mariens traurigem Gesicht fiel ihm mit einem Male der Abschied schwer auf's Herz. Indeß er wehrte sich dagegen. Er hatte ja so oft schon Abschied genommen! Fort mußte er, und wie ungewiß war seine Zukunft! Er konnte in drei Jahren freilich Theilnehmer an der Fabrik sein, wenn das Glück ihn begünstigte, wenn seine Thätigkeit das Unternehmen, wie man es erwartete, befördern half; aber er konnte dann auch ohne Stelle sein. Grade diese Unsicherheit, dies Gewagte hatten ihn gereizt und reizten ihn; nur an Frau und Kinder durfte er dabei allerdings nicht denken.

Und doch wurde auch ihm ordentlich bange davor in diesem Augenblicke, daß er gehen sollte.

Er konnte sich nicht anders helfen, er mußte den heitern Leichtsinn des Wanderlebens in sich zu Hülfe rufen. Wie manche schöne Meisterstochter hatte ihm das Herz gerührt, um wie manche war ihm das Auge naß geworden in der Scheidestunde, und sie waren doch von einander gegangen! Er hatte sich getröstet, sie hatte sich getröstet. Er hatte sie dann wohl gelegentlich auch einmal wiedergesehen mit Mann und Kindern, und fröhlich wiedergesehen. Nur über die Stunde, über den Abschied mußte man fort!

Er trank ein Glas und noch ein Glas, das machte ihn warm, und er zwang sich zur Heiterkeit. Er sprach und erzählte immer fort, und trank dazwischen und schenkte Allen ein, bis Alle voll lauter Freude waren. Selbst der Vater hatte helle Augen bekommen und rothe Backen. Es sollte gesungen werden, wollte er haben. Er selbst fing an. »So leben wir, so leben wir, so leben wir alle Tage!« sang er aus voller Kehle, aber die

Mutter sagte, das gehe noch nicht, es sei halb zwölf, erst müsse Glück gegriffen werden. Sie hatte es den Morgen mit den Kindern selbst geformt und selbst gebacken, es war gerathen wie noch nie zuvor.

Im Nu waren die Teller da. Der Mann und die Frau, das Wickelkind und das Geld und der Schlüssel, der Ring, die Leiter, das Brod, der Todtenkopf, Alles, Alles wurde unter die Teller gelegt, und nun griff Jeder drei mal: zuerst der Vater und die Mutter, und die Kinder sahen mit Spannung zu. Aber o Freude! nicht der Vater, nicht die Mutter hatten den Todtenkopf oder den Schlüssel oder die Leiter gegriffen, nur gute Dinge, gutes Glück.

Sie sollen leben! rief Karl.

Hoch! riefen die jungen Mädchen, und der kleine Hermann, der schon mit dem Schlafe kämpfte, aber durchaus noch wach bleiben wollte wie die

Großen bis es zwölfe schlug, wiederholte es mit seinem Kinderstimmchen.

Und Deine Eltern sollen leben, Karl! entgegnete der Vater, und wieder stimmt der kleine Chor sein Hoch und dreimal Hoch an!

Und nun griff Karl sein Glück, und er griff das Brod, das Geld und das Kind.

Vivat hoch! schrie Hanne, nun kommt die Marie! die Marie muß nun ihr Glück greifen!

Geschäftig schoben die beiden jüngern Mädchen die Teller auf's Neue durch einander, und als gälte es wirklich eine Schicksalsentscheidung, so schweigsam und ernst trat die älteste Schwester an den Tisch heran. Sie bezeichnete den ersten Teller: es war der Ring!

Der Ring! riefen die Jüngern. Marie bebte ordentlich die Hand, sie wollte es mit einem Male abthun. Sie legte die Rechte auf den einen, die Linke auf den andern Teller, man hob sie ab, und Sophie jubelte: der Mann und das Kind!

Vivat hoch! rief der Vater, die Marie soll leben! und: Prosit Neujahr! schrie der kleine Hermann mit seiner letzten Kraft dazwischen, denn die alte Schwarzwalder Uhr hob langsam aus, und einer nach dem andern tönten die zwölf Schläge durch die kleine Stube.

Kaum aber war der letzte Schlag verklungen, als der Vater, der noch nie so munter gewesen war, sich das Glas noch einmal voll goß. Prosit Neujahr! rief er, die Mutter soll leben! — Und der Vater soll leben! entgegnete die Mutter, und das Hochrufen und Anklingen steigerten und steigerten die Lust, und Hanne hob ihr Glas noch höher empor und stieß jauchzend die Worte heraus: Prosit Neujahr! und die Marie soll leben! und der Karl soll leben! und Vivat hoch das ganze, ganze Brautpaar!

Alle riefen es nach. Marie warf sich dem Geliebten mit beiden Armen um den Hals, er drückte sie an's Herz, sie wußten Alle nicht wie

ihnen geschah. Sie waren außer sich vor Lust und vor Vergnügen. Die Eltern küßten die Tochter und küßten den Neffen, die Kinder waren so froh, die alten Leute so glücklich! Marie lachte und weinte durcheinander, und umarmte bald den Bräutigam und bald den Vater.

Mit einem Male wurden sie Alle still, sie mußten sich fassen, sich auf sich selbst besinnen. Es war ihnen wie im Traume. Sogar der rüstige Karl war schweigsam. Er fühlte sich wie erschreckt im ersten Augenblicke — aber er war jung, Marie war hübsch, und wie sie ihm wieder um den Hals fiel, da dachte er, es sei am Besten, wie es nun gekommen sei, und er hielt sie fest mit rechter Lust und Freude.

Und nun gehst Du morgen nicht fort! sagte Marie zu ihrem Bräutigam.

Nein, nun bleibe ich noch bei Euch!

Wie lange noch? fragte Hanne.

Bis übermorgen! den Sechsten muß ich in

der Werkstatt sein, aber morgen, morgen bin ich noch bei Dir!

Er und der Vater füllten die Gläser noch einmal, der Vater stieß noch einmal mit ihm an, er sang auch wieder: So leben wir! so leben wir! so leben wir alle Tage! — aber der Freudenrausch wollte nicht wiederkehren. Marie und Karl waren erschüttert, Hermann schlief schon lange auf dem Sopha. Er hatte nur grade noch, wie er gewollt, das Neujahr anmelden können, dann war der Sandmann ihm über die Augen gefahren, und er hatte sich hingelegt und war im Handumdrehen eingeschlafen. Auch die Mutter, die von früh an auf den Beinen gewesen war, gähnte vor Müdigkeit. Sie meinte: morgen sei auch ein Tag, und ob Marie nicht hinüber müsse, es gehe stark auf Eins?

Die Tochter sah nach der Uhr und stand schleunig auf. Karl griff nach Hut und Mantel. Sie küßten ihn Alle zur guten Nacht, Marie

brachte ihn die Treppe hinunter. Er hatte den Arm um sie geschlungen, und als er sie unten auf der letzten Stiege noch einmal an das Herz nahm und sie mit jugendlicher Liebeskraft an seine Brust drückte, da flog es wie ein Strahl durch ihre Glieder, da wußte sie erst recht, daß sie Braut sei, und mit flinken Füßen eilte sie die Treppe in die Höhe, ihre Herrschaft zu erwarten.

Viertes Kapitel.

Oben an der Küchenthüre stand sie still. Eine wonnevolle Schaam, ein lautes Herzklopfen nahmen ihr den Athem. Sie meinte, Jeder müsse ihr ansehen, was ihr geschehen sei, Jeder es merken, wie der Kuß ihres Bräutigams ihr durch Mark und Bein gegangen.

Wenn die Auguste nur nicht da wäre! dachte sie, denn die dicke Köchinn hatte Augen wie ein Luchs, und es war nichts Leichtes, sich vor ihr zu verbergen. Ängstlich, wie ein verspätetes Kind die Thüre der Schulstube öffnet, machte Marie die Küche auf, und sah sich mit schnellem Blicke um. Gottlob! die Alte war zur Ruhe gegangen! Nur das Hausmädchen saß am Küchentische, und las, schlaftrunken die Herrschaft erwartend, ein Neu-

jahrslied im Gesangbuch. Marie wollte an ihr vorübergehen, aber das ermüdete Mädchen war froh, sich sprechend munter zu machen.

Sie sind ja drüben sehr lustig gewesen! sagte sie.

Ja! entgegnete Marie, wir waren recht vergnügt.

Wir hatten's auch schon halbwege im Sinne ungebeten anzuklopfen, zum Glückgreifen, aber die Nichte von der Auguste kam, und so blieben wir. Was haben Sie denn gegriffen?

Lauter Gutes!

Wenn's nur eintrifft! Aber was war's denn?

Ich muß Feuer machen im Kamine! sagte Marie, nahm ein Päckchen Kiehnspähne und den Handleuchter, und entfernte sich schnell.

Das Feuer war bald angefacht, die Nachtlampe hinter der Uhr angezündet, damit war Alles fertig, und Marie setzte sich auf den Fußschemel nieder, der vor dem Lehnstuhl am Kamine stand. Den Kopf auf den Arm gestützt, sah sie gedanken-

voll in die Flamme, und doch wußte sie nicht, was sie eigentlich dachte. Es war ein Auf und Nieder der Einfälle und Empfindungen. Ihre Verlobung, Karls Abreise, ihre Liebe, Paris, die Trennung, ihre Herrschaft, Karls Einnahme, die Hochzeit, die Aussteuer, ihre morgenden Obliegenheiten, das ging ihr Alles auf einmal durch den Sinn, so daß sie keine Vorstellung festzuhalten vermochte, und die Zeit ihr unmerklich entschwand. Plötzlich gewahrte sie, daß die Flamme im Kamine matter werde. Sie stand auf, nahm Holz aus dem Korbe, und kniete nieder, die Scheite auf die Kohlen zu legen.

Das hat nun auch die längste Zeit gedauert! sagte sie unwillkührlich laut zu sich selbst, als sie wieder aufstand, und dieser Ausruf gab mit einem Male ihren Gedanken Festigkeit und Klarheit. Erst in diesem Augenblicke ging aus der wonnigen Betäubung, in die sie versunken gewesen war, die reine Freude für sie hervor. Sie war Braut,

sie wurde geliebt, Karl war schön und gut und geschickt, es konnte ihm nicht fehlen im Leben, ihr nicht fehlen an seiner Seite in Paris. Sie faßte das Glück kaum, sie brannte vor Verlangen es ihrer Herrschaft, es Lora zu verkünden.

Da schallte die Hausglocke laut durch die Nacht, das Portal wurde geöffnet, der Wagen rollte vor die Treppe, Marie eilte hinaus, die Flurthüre zu öffnen. Aber schon an der Miene des Dieners sah sie, daß Etwas vorgefallen sein müsse.

Paul und Lora stiegen schnell aus dem Wagen. Marie! sagte Paul, während er die Mutter mit noch mehr Vorsicht als gewöhnlich unterstützte, Marie! laß schnell frisches Wasser heraufholen, die Mama hat sich im Hinuntergehen bei der Tante den Fuß vertreten, und hat große Schmerzen. Sie muß gleich kalte Umschläge machen.

Marie eilte den Befehl auszuführen. Der Diener und Paul trugen die Mutter hinauf und

legten sie auf das Sopha in der Schlafstube. Marie und Lora nahmen ihr die Straßenbekleidung ab, dann zogen sie den Schuh und den Strumpf herunter, der Fuß wurde gebogen, untersucht, es war keine sichtbare Verletzung vorhanden, aber alle Bewegungen waren Etwas schmerzhaft, und da die Mutter es nicht zugeben wollte, daß man den Arzt herbeirief, so kam man überein, die Nacht hindurch die kalten Umschläge zu machen, um die mögliche Anschwellung und Entzündung zu verhüten. Lora half der Kammerjungfer die Mama zu Bette zu bringen, man legte ihr die erste Kompresse um, und auf das ausdrückliche Verlangen der Kommerzienräthinn ging Lora in ihr Zimmer und zur Ruhe.

Marie folgte ihr, sie zu entkleiden. Lora hatte den Kranz aus dem Haare genommen, die Flechten und Toupees gelöst. Marie! sagte sie, sei so gut, bürste mir das Haar doch einmal tüchtig aus. Du hast es mir heute viel zu stark geölt,

der Staub liegt wie eine Kruste darauf, so kann ich gar nicht schlafengehen.

Sie wickelte sich dabei in ihren Frisirmantel, Marie holte die Bürsten herbei und machte sich an das Geschäft.

Es ist wirklich recht häßlich, hob Lora wieder an, nach solch frohem Abend ein so böses Ende! Ich begreife gar nicht, wie es kam! Mama ging ganz ruhig neben mir hinunter, mit einem Male schrie sie auf, hielt sich an das Geländer und wurde ganz blaß; ich sage Dir, ich hatte einen Todesschreck! Der ganze Abend ist mir dadurch verdorben.

Marie seufzte tief auf. Ihr war eine ganz andre Stimmung vernichtet worden.

Was fehlt Dir? fragte Lora, und wendete sich nach ihr um. In dem Augenblicke sah sie, daß Mariens Lippen zuckten. Sprich doch Marie! was fehlt Dir? fragte das Fräulein besorgt, was ist geschehen?

Da konnte das Mädchen sich nicht länger halten, in helle Thränen ausbrechend, neigte sie sich auf Lora's Schulter, küßte ihr schüchtern den Nacken und sagte: Ach Gott! ich bin Braut!

Ach! dummes Zeug! rief Lora, ohne zu bedenken, wie diese Worte auf das Mädchen wirken mußten, das sein übervolles Herz, seine ganze niedergedrückte Glückseligkeit in dem Geständniß ausgesprochen hatte.

Marie schreckte unwillkührlich zusammen vor dem Ausruf ihrer jungen Herrinn, und mit leiser Stimme sagte sie: Gewiß! Fräulein Lorchen! Aber ihr Ton klang so traurig, daß Lora augenblicklich ihr Unrecht fühlte, ohne jedoch zu begreifen, worin es eigentlich bestanden habe; denn es giebt nur wenig Menschen, die sich's nicht erlauben, rücksichtslos ihre Eindrücke auszusprechen, wenn sie sich gegenüber von Personen befinden, die ihnen dienstbar und von ihnen abhängig sind. Auch freute Lora sich wirklich der Mittheilung, nachdem

sie die erste Überraschung bewältigt hatte, und mit lebhafter Theilnahme fragte sie: Aber mit wem bist Du Braut? gewiß mit Deinem Cousin! seit wann denn? wie ist das denn gekommen?

Marie erzählte so gut sie es in ihrer Aufregung vermochte, während sie ihrer Herrinn das Haar wieder zusammenflocht, die ihr noch eifrig zuhörte, als die Klingel aus dem Zimmer der Kommerzienräthinn sich hören ließ.

Der Umschlag wird nicht mehr kalt sein! sagte Marie sich plötzlich unterbrechend. Lora stand schnell auf, wand selbst das Haar flach um den Kopf, Marie packte das Toilettengeräth zusammen, und schickte sich an das Zimmer zu verlassen.

Du mußt mir das morgen noch alles ausführlicher erzählen, hörst Du! sagte Lora freundlich, und als Marie schon in der Thüre stand, wendete das Fräulein sich schnell an den noch offenen Schmuckkasten, sah hinein, nahm einen Ring

heraus, und rief: Komm her, Marie! den Verlobungsring für Deinen Bräutigam will ich Dir schenken.

Damit hielt sie ihr einen glatten Goldreif hin, aber Marie zögerte ihn anzunehmen. Das wird doch nicht gehen! sagte sie bedenklich.

Was heißt das? Der Ring ist ja ganz neu, ich habe ihn nie getragen! Du weißt ja, daß meine Amme ihn mir als Verlobungsring zum ersten Geburtstage geschenkt hat. Er ist also für eine Männerhand gemacht!

Es soll nicht gut sein, meinte Marie, man muß ihn selber kaufen.

Sei doch kein Thor! lachte Lora, ich habe ihn ja auch nicht selbst gekauft. Nimm ihn nur, ich bekomme schon einen Andern, wenn ich ihn einmal brauche. Nimm ihn nur! ich gebe ihn Dir sehr gern!

Marie ließ sich überreden von dem herzlichen Zuspruch ihres Fräuleins, nahm den Ring, drückte

Lora die Hand, und eilte zur Kommerzienräthinn. An der Thüre ihrer Schlafstube kam Lora ihr nach. Marie! flüsterte sie, sage nur der Mutter Nichts von Deiner Verlobung, es könnte sie im Schlafe stören! Hörst Du? —

Marie nickte zustimmend und verschwand hinter der Portiere der Schlafstube.

Fünftes Kapitel.

Die Kommerzienräthinn war eine kluge und auch eine herzensgute Frau, die Jedem das Beste gönnte und wünschte, vorausgesetzt, daß sie keinen Nachtheil und keinerlei Unbequemlichkeiten dadurch erlitt.

Aus einem angesehenen Hause, wohl unterrichtet, nicht ohne Theilnahme für Kunst und Wissenschaft, war sie jung und schön an einen reichen Mann verheirathet worden, der sie liebte und der ihre Kinder in der Hingebung für ihre Mutter auferzog, so daß sie fast nie auf Widerspruch oder auf Hindernisse gegen ihre Wünsche gestoßen war. Das hatte sie mild und sanft, aber auch phlegmatisch gemacht, und ließ sie das geringste Unbequeme schwer empfinden.

Weil ihr zärtlicher Gatte sich stets die Sorge für ihr Wohlbefinden zur Pflicht gemacht, hatte sie nach seinem Tode diese Pflege und Achtsamkeit zu einem wahren Kultus erhoben, und sich daneben aus der Liebe für ihre Kinder noch einen besondern Götzendienst geschaffen. Die Menschen und Dinge, zu denen Paul und Lora sich hingezogen fühlten, wurden ohne Weiteres in den Kreis der mütterlichen Liebe aufgenommen. Sie konnten der vollsten Theilnahme und Förderung von ihrer Seite gewiß sein. Was außerhalb der Neigung ihrer Kinder lag, war für die Mutter nicht wesentlich vorhanden, und die Kommerzienräthinn besaß ein zu sicheres Selbstvertrauen in ihr Herz und in ihr Urtheil, um sich dieser Thatsache nicht gelegentlich sogar zu rühmen. Es sei verständig, sagte sie, den Kreis seiner Anhänglichkeit möglichst zu beschränken, denn die Liebe gleiche einem guten Kaminfeuer: einen mäßigen Kreis könne es durch-

wärmen und erhellen, in zu weitem Raume verflackre es und verzehre sich vergebens.

Indeß so unbedenklich sie sich auf ihre Einsicht in allen wichtigen Sachen verließ, so unsicher war sie bei den Vorkommnissen des praktischen Kleinlebens, weil sie gewohnt gewesen war, diese Dinge mit ihrem Manne zu besprechen, oder sie von ihm im Voraus geordnet zu sehen. Da sie nun bei Paul nicht die Theilnahme und Hülfe wie bei ihrem verstorbenen Manne dafür vorfand, hatte der Diener des Kommerzienrathes ihr Vertrauen und eine große Herrschaft über sie gewonnen.

Ludwig war ihre letzte Autorität und ihr Faktotum. Was Ludwig sagte, das stand fest. An ihn wendete sie sich, so oft ihrer Bequemlichkeit und ihren Gewohnheiten die geringste Gefahr einer Unterbrechung zu drohen schien, und glücklicher Weise war sie dabei nicht schlimm berathen.

Ludwig war unverheirathet, ohne Verwandte

am Orte, und hatte sich also gänzlich in die Interessen der Familie eingelebt, die er, eben weil es in gewissem Sinne seine einzigen waren, mit größtem Eifer und mit größter Strenge verfolgte. Dafür sah er sich aber auch als den Mitbesitzer der Familienehre und Alles dessen an, was äußerlich zum Ansehen und zum Glanz des Hauses beitrug. Seine Herrschaft war für ihn der Mittelpunkt der Welt, aber der Weg zu diesem Mittelpunkte war nur durch ihn zu suchen und zu finden, und er ehrte sich als den Hohenpriester seiner Gottheit.

Er war überhaupt sehr wohl mit sich zufrieden. Trotz seiner funfzig Jahre hatte er es nicht vergessen, daß er ein hübscher Bursche gewesen, als er vor dreißig Jahren in die Dienste seines damals noch unverheiratheten Herrn getreten war; und die freundlichen Blicke der Kammerjungfern, die Heirathsplane, die man noch immer auf ihn baute, gefielen ihm nicht übel. Er hatte sich aber

nicht fangen lassen, sich nicht übereilen, erst Etwas vor sich bringen wollen, ehe er zu einer Heirath schritt; und wenn ihm der zärtlichen Blicke auch jetzt lange nicht mehr so viele zu Theil wurden als vor Jahren sonst, so hatte sich deshalb die gute Meinung nicht vermindert, die er von sich hegte, und er hatte die Ehe keineswegs verschworen. Im Gegentheil! Je reifer und bedächtiger er geworden, um so fester und solider hatte er sich seinen Plan zurechtgelegt.

Er wußte, wie unentbehrlich er der Hausfrau sei, er durfte sich mit gutem Gewissen sagen, sie würde nicht leicht einen Diener finden, der ihr so redlich anhing, als er es that. Was sollte auch aus dem Hause, aus der Equipage, aus den Dienstboten werden, wenn er sie nicht mehr in Obhut hatte, wenn er nicht mehr befahl? Und wo konnte er andererseits das gute Leben und die gute Küche wiederfinden, auf die er so viel hielt? — Bleiben mußte er, so lange

die Kommerzienräthinn lebte, das stand fest bei ihm. Bleiben wollte er auch, aber sie mußte ihm dies Bleiben denn auch möglich machen. Er war ein Mensch wie jeder Andre, und Frau und Kinder wollte er für seine alten Tage haben, so gut wie jeder Andre. Indeß Jahr und Tag, die konnte er immer noch damit warten!

Erst wenn die junge Herrschaft aus dem Hause und er der Kommerzienräthinn noch unentbehrlicher geworden sein würde, dann dachte er sich eine Frau zu nehmen, und zwar im Sinne und im Interesse seiner Herrschaft. Er war viel zu bedächtig und zu gewissenhaft, das erste beste Mädchen in ein solches Haus zu bringen. Es sollte eine Frau sein, die er kannte, die ein solches Loos verdiente, die der Kommerzienräthinn wohlgefiel, und das Alles fand sich in Marie vereinigt. Er hatte sie aufwachsen sehen, er wußte was sie werth war, und daß sie mit beiden Händen zugreifen würde, wenn er sich ihr antrug,

daran zweifelte er keinen Augenblick. Er war ja ein ansehnlicher Mann, hatte ein hübsches Kapital zurückgelegt, und daß die Kommerzienräthinn und ihre Kinder reichlich für sie sorgen würden, wenn er und seine Frau bis zu dem Tode der Hausfrau bei ihr blieben, das war mit Sicherheit voraus-zusehen.

Marien Etwas von seinen Absichten zu sagen, hatte er nicht für nöthig gefunden. Nur gegen die Kommerzienräthinn hatte er einmal Etwas wie im Scherze davon verlauten lassen, und obschon sie ihm nicht darauf geantwortet, ja nicht einmal gethan hatte, als höre sie es, so kannte er ihre Art und Weise doch genug, um zu bemerken, daß sie der Sache nicht eben entgegen sein würde. Das war ihm das Wichtigste, denn des Mäd-chens meinte er sich gewiß. Freilich war er auf-merksam geworden, als der Cousin so häufig zu den Redlichs kam, als Marie öfter denn sonst zu den Eltern hinüberging, und die andren Dienst-

boten von der Liebschaft sprachen, die sie mit dem schönen Berger angesponnen haben sollte. Kaum aber hatte er denselben kennen lernen und ihn über seine Zukunftspläne sprechen hören, als er sich über die eignen Wünsche auch beruhigt fühlte. Denn daß der junge, weitstrebende Mensch schon jetzt an eine Heirath mit der älteren Cousine denken könne, das hielt Ludwig für vollständig unmöglich.

Um so größer waren seine Überraschung und sein Schrecken, als er plötzlich am Neujahrsmorgen von Marien selbst ihre Verlobung erfuhr. Das Theebrett mit dem ganzen Theegeräth schwankte und klapperte, als er es auf den Tisch niedersetzte, um es nicht hinfallen zu lassen; aber im Dienste zur Selbstbeherrschung geschult, übte er die schwere Kunst auch jetzt im eigenen Interesse.

J! das ist ja ganz was Neues! sagte er, und machte sich am Büffet bei dem Silberzeug zu schaffen, damit sie ihm nicht gleich in das Gesicht

sehen konnte; das ist ja ganz was Neues! Da wünsche ich Ihnen von ganzem Herzen Glück.

Marie war viel zu sehr mit sich selbst beschäftigt, um auf den Ton zu achten, mit dem er diese Worte hervorstieß. Ich wußte, Sie würden es mir gönnen! sprach sie freundlich, denn sie hatte Ludwig gern, der ihr immer gut begegnet war.

Gönnen? wiederholte er, und hatte nun seine Fassung schon wiedergewonnen, gönnen wollte ich's Ihnen schon von Herzen gern, und wenn ich Ihnen jetzt so ein dreitausend Thaler geben könnte, und wenn Sie mit der Sprache Bescheid wüßten in Paris, und wenn Er vor allen Dingen erst fest dort säße im Brode, so wäre auch weiter Nichts dawider zu sagen. Aber so! —

Warten werden wir freilich müssen, meinte Marie seufzend.

Ludwig zuckte bedenklich die Schultern. Warten? sagte er, lieber Gott! in Paris da wartet

sich's nicht schlecht für einen hübschen jungen Kerl. Uns ist die Zeit nicht lang geworden, als wir dort gewesen sind, der selige Herr und ich, in seinen jungen Tagen. Aber hier, so für Sie zu warten, bis Sie in die Dreißiger kommen, und immerfort dabei zu denken, wer weiß, was er jetzt dort thut und hat? — Da hätte ich Ihnen auch was Besseres gegönnt.

Marie verstummte, diese Vorstellung war ihr noch nicht gekommen, sie fiel ihr Centner schwer auf das Herz, und sie wußte ihre Gedanken weder zu bannen noch zu meistern. Es war ihr lieb, daß die rastlose Glocke der Kommerzienräthinn ertönte und sie schleunig fortrief.

Die Kommerzienräthinn hatte die Nacht wenig geschlafen. Sie hatte Kopfweh bekommen, das sie immer den halben Tag auf dem Sopha festhielt, so oft es sie befiel. Dazu war ihr auch der Fuß über Nacht stark angeschwollen, und der herbeigeholte Arzt gab die Verordnung, mit den Um-

schlägen ununterbrochen fortzufahren. Das war nun Alles sehr unangenehm, und doppelt unangenehm grade an diesem Tage, denn Paul und Lora hatten es gestern zugesagt, in einer befreundeten Familie an einer Darstellung lebender Bilder Theil zu nehmen, die man auf dem Balle ganz in der Eile für den Neujahrsabend beschlossen. Sie brauchten dabei eine Menge Vorrichtungen für ihr Kostüm, es mußten Stoffe aus der Garderobe hervorgesucht, mancherlei zusammengeholt, Vieles noch schnell genäht werden, sollte es bis zum Abende fertig sein, und obschon Lora daran dachte, für ihre Person sich von der Theilnahme an den Bildern los zu sagen, wollten weder Paul noch die Mutter davon hören. Indeß Lora konnte es nicht über das Herz bringen, Marie heute so ohne Weiteres an der Arbeit und im Dienste festzuhalten, und nachdem die Kommerzienräthinn sich hatte ankleiden lassen, und mit den Kindern bei dem Frühstück saß, sagte Lora, da Marie der

Mutter Alles bequem gemacht und ihr zuletzt noch die wollene Decke über die Füße gebreitet hatte: Mama! nun Alles in Ordnung ist, muß ich Dir auch eine große, große Neuigkeit erzählen. Rathe einmal, wer Braut ist?

Wie kann ich das wissen, Kind! meinte die Mutter.

Nun rathe einmal: eine ganz Bekannte!

Quäle doch die Mama nicht! wendete Paul ein, Du weißt, das Sprechen taugt ihr Nichts beim Kopfweh.

Aber Lora hatte sich jetzt in die Idee einer Überraschungsscene hineingelebt, sie stand auf, nahm Marie, die noch im Zimmer beschäftigt und höchst verlegen war, bei der Hand, und sagte: Hier ist die Braut! Unsere Marie ist Braut mit ihrem Cousin Karl, und gestern war die Verlobung!

Glück auf Marie! rief Paul freundlich, die Kommerzienräthinn aber meinte: Lora! was für

ein schlechter Spaß! Du weißt, mir thut der Kopf weh!

Nein Mama! gewiß, die Marie ist Braut mit ihrem Cousin, sie hat's mir gestern Abend gleich gesagt! erklärte Lora, während das Mädchen herantrat, der Herrinn die Hand zu küssen.

Also wirklich? fragte die Kommerzienräthinn, Gott! welche Thorheit Marie! und ohne vorher ein Wort zu sagen!

Marie war blaß geworden und stand sprachlos da. Beide Geschwister empfanden Mitleid mit ihr. Und hat Dein Bräutigam sein Auskommen? fragte Paul, um den Mismuth der Mutter zu verdecken.

Diese gönnte Marien aber gar nicht die Zeit zur Antwort. Was heißt das, sein Auskommen? wiederholte sie. Der Mensch ist nicht Meister, Ihr wißt es ja, er ist ein Handwerksgesell, ein Wanderbursche, ist obenein viel jünger als Marie. Ich habe ihn einmal gesehen. Und ver-

wöhnt wie die Marie es ist, in dem bequemsten Leben hier bei uns, was soll die mit einem Handwerker anfangen? Abgesehen davon, daß ich es sehr herzlos und undankbar von ihr finde, einen solchen Schritt zu thun, ohne mich vorher darum zu fragen, da ich wie eine Mutter an ihr gehandelt habe.

Sie war heftig geworden, fuhr mit der Hand nach der schmerzenden Schläfe, und sagte dann kurz: Laß die Rouleaux herunter! ich kann das Licht nicht ertragen.

Lora vollzog schnell den Befehl, Paul verließ das Zimmer, Marie setzte sich an das Fenster, wo es grade hell genug war, zur Noth eine Arbeit machen zu können, und fing an, ein schwarzes Mieder, das Lora für den Abend haben wollte, mit Goldtressen zu besetzen, während das Fräulein selbst sich einen Schleier zum Kopftuch ordnete und faltete. Aber es ließ Lora keine Ruhe. Sie konnte es nicht verschmerzen, daß sie, wenn auch

unwillkührlich, den Anlaß zu diesem unangenehmen Auftritte gegeben hatte, sie konnte auch Marie hier nicht so traurig mit der Arbeit sitzen sehen.

Vorsichtig, die im Halbschlaf ruhende Mutter nicht zu wecken, trat sie an die Jungfer heran, und sagte leise: Marie! geh nur mit der Arbeit in Deine Stube, damit Du da bist, wenn Dein Bräutigam kommt, ich bleibe bei der Mutter. Und sieh zu, ob Du nicht die Näherinn holen lassen kannst, daß Du nicht so den ganzen Tag zu sitzen brauchst. Schicke doch Deine Schwester aus, irgend Jemand wird zum Nähen doch zu finden sein.

Wie gut sind Sie! sprach Marie und streichelte des Fräulein's Arm, gerührt von Lora's so natürlichem Empfinden. Sie wäre für dieselbe in diesem Augenblicke durch das Feuer gegangen, denn sie hatte einen liebevollen Zuspruch sehr nöthig gehabt.

Sechstes Kapitel.

Müde von der Nachtwacht, bleich, abgespannt und niedergeschlagen saß sie umgeben von Maskenflitter in ihrer Stube, als ihr Bräutigam kam. Er war betroffen bei ihrem Anblick und unwillkührlich rief er: mein Gott! wie siehst Du aus?

Ich habe die Nacht gewacht! antwortete sie, und begann zu erzählen, was vorgefallen war, begann ihr Herz auszuschütten, von Allem was ihr geschehen. Den ganzen Druck der Dienstbarkeit, den sie empfunden, die ganze Unzufriedenheit, welche seit Monaten sich ihrer bemächtigt, alle die kleinen und doch wuchtenden Qualen sprach sie mit der sich steigernden Heftigkeit und Schnelle eines Menschen aus, der zum erstenmale sein Herz entlasten darf. Es war ihr eine Wollust zu denken,

Karl müsse das jetzt Alles mit empfinden, ihr Bräutigam müsse jetzt mit ihr leiden, ihr tragen und rathen helfen. Sie vergaß, daß ein Jüngling Freude zu finden hofft bei seiner Braut, nicht diese Klagen und solche Thränen. Je länger sie sprach, je mehr verdüsterte sich sein Gesicht. Marie nahm es für den Ausdruck seines Mitleids, indeß er hatte ein entschiedenes Mißgefühl ihr gegenüber in diesem Augenblicke. Er mußte sich immer sagen: das ist meine Braut, und fragte sich daneben unwillkührlich: wie ist das denn möglich? Sie hatte ihn nicht umarmt, sie war ihm nicht voll Freude entgegengekommen, es war das grade Gegentheil geschehen von Allem, was er sich vorgestellt hatte. Um den Klagen nur ein Ende zu machen, rief er: das ist aber doch ein schlechter Empfang für einen Bräutigam!

Marie hielt inne, raffte sich zusammen und warf sich ihm an die Brust, jedoch nur um bitterlich zu weinen. Ach! seufzte sie, die Freude muß

Einem wohl vergehen! Was habe ich Alles hören müssen? Ich sei zu alt für Dich, Du hättest Dein Auskommen nicht sicher, ich wäre verwöhnt, und könnte mit einem Handwerker, mit einem Wanderburschen Nichts anfangen! — — Du würdest Andere finden, mir untreu werden — —

Karl wurde roth und blaß, jedes Wort, das Marie sprach, verstimmte oder kränkte ihn. Was er sich die Nacht in schlafloser Unruhe nicht einzugestehen gewagt, daß es für ihn sehr früh gewesen, sich zu verloben, das hatten andere ruhige, verständige Menschen auch gedacht. Es war also richtig! es war richtig! Aber was nun?

Seine Braut hing an seinem Halse und weinte und verlangte Trost von ihm, während sie ihm all' die harten Dinge rückhaltslos wiederholte, die man gegen ihn ausgesprochen hatte! Er hätte sich losreißen und fortstürzen mögen, hätte er sie nicht so lieb gehabt, hätte er nicht Mitleid mit ihr em=

pfunden, weil sie so elend aussah an dem Morgen, und weil das Dienen gar so schwer war.

Er faßte sie um und streichelte sie. Küssen konnte er sie nicht, dazu war sie ihm zu traurig, dazu hatte er auch zu viel bittre Dinge heute aus ihrem Munde hören müssen. Sei still! sagte er, das Alles hat ja nun auch das Längste gedauert.

Das Längste gedauert? sprach sie ihm nach. Ja! wenn wir erst wüßten, wie es mit Dir ist, wenn Du erst fest säßest in Paris! — Aber wer weiß —

Fängst Du wieder die unglückliche Litaney Deiner Kommerzienräthinn an? unterbrach sie Karl ungeduldig. Ihr kann ich's nicht verwehren zu denken, was sie will; Du solltest doch aber wissen, wer ich bin und was Du an mir hast?

Er konnte seinen Zorn nicht verbergen und wendete sich von ihr ab. Das brachte Marie endlich zur Besinnung. Sie richtete sich auf, nannte ihn ihren Erlöser, ihren Engel, sie küßte ihn mit

einer Zärtlichkeit, die ihm wieder das Herz erwärmte, und er betheuerte, sie solle nicht lange auf ihn zu warten brauchen, er werde den Leuten es schon zeigen, daß er Mann's genug sei, eine Frau zu ernähren, die er liebe. Ihre Zärtlichkeit steigerte sich, sie wurden Beide jetzt einander erst recht froh und sicher.

Mach' nur, daß Du für ein paar Stunden heute frei wirst, sagte er endlich, damit wir diesen letzten Tag noch zusammen sein können, denn ich habe mir es überlegt, es ist besser, ich gehe gleich heute noch mit dem Nachtzuge fort. Je länger hier, je später in Paris, und ich muß und will ja vorwärts.

Er war freundlich bei diesen Worten, Marie aber hörte kaum von der nahen Trennung sprechen, als sie gleich wieder in ihre Klagen, und von diesen in ihre Befürchtungen zurückfiel. Das drückte den jungen Mann und war ihm zuwider. Über ein Unabänderliches, Nothwendiges zu klagen, war gegen seine Natur, und nur mit Mühe gewann

er's über sich, Marie nicht darum zu schelten, sondern sie tröstend aufzurichten.

Als er sie verließ, war Marie erheitert, ihm aber lag eine nie gefühlte Dumpfheit auf dem Herzen. Es war ihm überhaupt unbehaglich zu Sinn, es war Alles ganz anders, als er es erwartet hatte. Bei Marien konnte er nicht bleiben, denn die Kommerzienräthinn bedurfte ihrer Pflege, als Lora in die Probe fuhr. Meister Redlich und die Frau sprachen von der Hochzeit und vom Hausrath, als hätte er nur an der nächsten Ecke Stube und Kammer zu miethen wie sie, und das gleiche kümmerliche Dasein fortzuführen. Was sollte er dazu sagen? — Von seinen wenigen Bekannten war der Abschied bereits am Abende vorher genommen, zu thun hatte er in der Stadt Nichts mehr, und dazusitzen, hundert Schritte von seiner Braut, und sie nicht zu sehen, das machte ihn erst recht unmuthig. Es war so Vieles, was er ihr zu sagen hatte, er wollte ihr vor allen

Dingen beibringen, daß sie nicht zaghaft sein, daß sie heiter und zuversichtlich an ihn glauben müsse. Er hatte im Grunde nie recht von sich mit ihr gesprochen, sie hatten sich fast nie allein gesehen, und nun sollte er fort und sollte sie auch jetzt nicht einmal ein paar Stunden für sich selber haben.

Zwei-, dreimal ging er von den Schwieger-eltern zu Marie hinüber, sehen, ob sie noch nicht frei, ob sie noch nicht in ihrem Zimmer wäre? Als er das eine Mal wieder durch die Küche ging, wünschten die anderen Dienstboten ihm Glück. Er mußte ihnen förmlich, und gegen seinen Willen, Rede stehen. Die Köchinn meinte, daß er jünger sei, schade gar Nichts, ein paar Jahre, das sei kein Unterschied, das gleiche sich nachher ganz aus.

Ja! meinte Ludwig, der zufällig vorüber kam und stehen blieb, wenn der Mann älter ist, meinetwegen zwanzig und fünf und zwanzig Jahre, das schadet Nichts! Aber so? Und die Marie ist schwächlich.

Die Köchinn leugnete diese Thatsache, das neidische Hausmädchen griff sie jedoch mit Freuden auf. Krank ist sie nicht grade, sagte sie, aber sie doktert doch immerfort.

Ach, das giebt sich! sagte die Erstere. Das Theetrinken und Tropfennehmen hat sie sich nur von unserer Kommerzienräthinn angewöhnt, die kann ja nicht leben, ohne die Medizinflasche; und die Stärkste freilich ist die Marie auch nicht. Das kommt aber von der sitzenden Lebensart. Wenn die nur erst ihre zwei, drei Kinder hat, so wird sie dick und fett.

Karl hörte das Alles mit an, es klang nicht wohl für das Ohr eines Bräutigams. Er war in der Küche unter diesen Leuten überhaupt nicht an seinem Platze. Drüben bei der Tante vermittelten die Familienliebe und die Güte seiner Verwandten, ihre Bildung mit der seinen, hier fühlte er sich selbst von der Redeweise der Dienstboten zurückgestoßen. Ja, es verdroß ihn schwer, daß

sie seine Braut wie ihres Gleichen ansahen und besprachen; und hätte er gewußt, wie sehr sie Recht hatten mit den Behauptungen über Mariens Kränkeln, er wäre noch übler daran gewesen.

Obschon sie nämlich nicht krank war, hatte Marie, wie die Hausfrau, fast immer über ihr Befinden zu sprechen und zu klagen; denn die dienende Klasse nimmt viel leichter die üblen Gewohnheiten und Fehler, als die guten Eigenschaften ihrer Herrschaft an, und das ist ganz natürlich. Sie erleidet in den Häusern der Reichen und Vornehmen so oft alle schädlichen Einflüsse einer falschen Kultur, ohne daß ihr die Vorzüge der wirklichen Bildung, der geistigen Erziehung zu Theil werden, durch welche der Nachtheil jener falschen Kultur aufgehoben oder ausgeglichen werden kann. Lora war durch verständige Pflege und Abhärtung des Körpers, durch Gewöhnung zur Selbstbeherrschung, ein ferngesundes, frisches Mädchen geworden, während Marie, sich selbst überlassen, in derselben

Umgebung sich verweichlicht und sich nervös und reizbar gemacht hatte. Ja, Marie wußte sich Etwas damit, keine robuste Gesundheit zu haben, und weit davon entfernt, wie der Gebildete gegen solche Schwäche anzukämpfen, ließ sie sich in derselben mit Wohlbehagen gehen, weil diese Art von halber Kränklichkeit ihr als ein Recht der höhern Stände, mit einem Worte, weil sie ihr vornehmer erschien als die Gesundheit. Sie gefiel sich nie besser, als wenn sie bleich aussah, sie fand, das machte interessant. Sie dachte nicht daran, daß sie an diesem Morgen mit ihrer Bläſſe, mit ihren Klagen, ihren Thränen einen üblen Eindruck auf ihren Bräutigam gemacht haben könne, es war ihr vielmehr lieb, daß er es nun einmal mit eignen Augen angesehen, was Dienen auf sich habe, und sie saß im Grunde weit gelassener in der halbdunklen Stube der Kommerzienräthinn, als Karl drüben bei ihren Eltern.

Die Mutter hatte zu thun, der Vater trug

noch Arbeit fort, Sophie und Hanne liefen umher, eine Näherinn zu suchen. Karl war allein. Er las im Kalender, er besah die Verlobungs- und Pathenkarten am Spiegel, er thaute mit der Hand das Fenstereis auf, und schaute hinaus auf den Hof, ob keines der Mädchen mit einer Näherinn zurückkäme. Er hielt's nicht aus vor Ungeduld, vor Sehnsucht. Hatte er selbst es doch nicht gewußt, daß er so sehr hänge an Marien.

Es schlug halb Eins, es wurde ein Uhr, Sophie und Hanne kehrten heim, sie hatten Nichts ausgerichtet. Die Mutter wartete mit dem Essen, der Vater und sie wollten in die Kirche, sie waren Alle verdrießlich, am Verdrießlichsten war Karl. Er sollte sich mit den Andern zu Tische setzen, aber er konnte es nicht. Er hatte keinen Hunger, nur Ärger, und Zorn zuletzt. Er verwünschte die Tableaux, die Probe, die Kommerzienräthinn und das Fräulein. Es half ihm Nichts.

Marie konnte in diesem Augenblicke weder

von der Arbeit noch von der Kranken fort, und auch für den Abend war keine Aussicht dazu vorhanden. Das Hausmädchen, das sie ersetzen sollte, mochte die Hochzeit nicht aufgeben, zu der sie geladen war, die Köchinn war im Krankenzimmer so wenig zu brauchen, daß die Kommerzienräthinn nicht daran denken mochte, wie sie die Bedienung derselben in den paar Stunden ertragen sollte, während welcher Lora Abends die Kammerjungfer im Hause ihrer Freunde zum Ankleiden bedurfte. Jeder war in seinem Rechte. Alle stimmten darin überein, daß Marie heute für die Herrschaft nicht zu entbehren sei; Alle beklagten es, aber Alle hatten ein Morgen für sich, nur Karl hatte kein Morgen, Karl mußte fort am Abend.

Mitten im Gespräche der Eltern stand er auf und ging in Mariens Zimmer, um nur nicht mehr darüber sprechen zu hören, daß es nicht anders sein könne, und um nun einmal auf einem andern Fleck zu warten. Aber kaum hatte er sich dort nieder-

gesetzt, so traten seine Braut und das Fräulein von der entgegengesetzten Seite in die Stube ein.

Karl stand auf und wollte sich entfernen. Verzeihen Sie! sagte er zu dem Fräulein, ich wartete auf meine Braut.

Nein! nein! sagte Lora, gehen Sie doch nicht fort. Ich komme eben erst nach Hause und höre, daß Marie keine Näherinn gefunden hat und also nicht hinüber kann.

Sie hielt inne, als erwarte sie, Karl werde Etwas sagen, er machte aber nur eine Verbeugung. Lora wußte nicht, was das heißen sollte.

Wäre nur meine Mutter nicht unwohl, und brauchten wir die Marie heute nicht so nöthig, fing sie wieder an, so würden wir sie ja keinen Augenblick hindern, bei Ihnen zu sein, aber jetzt —

Karl ließ sie nicht zu Ende sprechen. Ich weiß es, sagte er, und ich will Marie auch nicht von ihrem Dienste abhalten. Ich bitte um Vergebung, ich gehe gleich.

O! rief Lora, so war es ja nicht gemeint. Ich bat nur, Sie sollten nicht böse sein, daß wir Ihnen die Marie heute nicht lassen können. Es thut uns Allen, es thut mir sehr leid, das weißt Du auch, Marie! sprach sie, sich zu derselben wendend. Aber dafür, daß Dein Verlobungstag so traurig ist, Marie! sollst Du die lustigste Hochzeit bei uns haben. Ganz gewiß, Marie!

Marie dankte lächelnd, Karl war still. Lora sah darin einen Ausdruck seiner Unzufriedenheit, und ihn in bessere Laune zu versetzen, fragte sie: Marie! hast Du denn Deinem Bräutigam den Verlobungsring schon gegeben?

Das Mädchen verneinte es, sie hätte es Morgens in der Eile ganz vergessen. Nun! so gieb ihn ihm jetzt! meinte Lora, den Ring muß er doch haben!

Marie ging an ihre Kommode und holte das Kästchen heraus, in das sie am Abende den Ring gelegt. Aber kaum hatte sie ihn aus der Watte

herausgewickelt, als Lora ihr denselben fortnahm. Gieb her! sagte sie, trat mit ihrer lebhaften Freundlichkeit an Karl heran und steckte den Verlobungsring dem Überraschten an den Finger. So! sprach sie, und nun haben Sie unsere alte Marie auch nur recht lieb, denn sie ist sehr gut, und gern lassen wir Alle sie nicht fort.

Dabei traten ihr, so scherzhaft sie es sagte, die Thränen in die Augen, sie faßte Marie um, was sie nie gethan hatte, küßte sie, gab Karl die Hand und eilte mit den Worten: Sein Sie nur nicht böse auf uns, Herr Berger! zur Stube hinaus.

Karl sah ihr schweigend nach. Ist das nicht ein Engel? rief Marie. Er antwortete ihr nicht. Glaube mir, fuhr sie fort, hinge es von ihr ab, sie ließe mich gehen, und auch die Kommerzienräthinn ist im Grunde sehr gut, und Paul vollends. — Gestern, in der Freude, daß ich Braut sei, gab das Fräulein mir ihren eignen Verlobungsring. Die Amme schenkte ihn ihr. Sie

kann sich freilich zehn Andre machen lassen, und erst wollte ich ihn auch gar nicht nehmen. Ich dachte, es tauge nicht, sie bestand indessen darauf, und schwer ist er und sehr schön.

Sehr schön! wiederholte Karl.

Und er paßt Dir auch! und er gefällt Dir?

Wer? fragte er.

Der Ring! antwortete Marie. Aber, Karl! wie kommst Du mir denn vor, Du bist ja wie im Traume?

Er sah sie an, als habe er wirklich bis dahin ihr nicht zugehört, und wie aus einer Zerstreuung erwachend, fragte er: Also das ist nicht Dein Ring, das ist Deines Fräuleins Ring?

Marie schüttelte ungeduldig den Kopf. Du hast es ja gehört, sie hat ihn mir geschenkt.

Karl zog den Ring vom Finger, sah ihn an, betrachtete ihn von außen und von innen, als suche er Etwas daran, und steckte ihn dann schweigend wieder an den Finger.

Marie konnte ihn nicht begreifen. Sie erwartete, er werde ihr von dem Ringe sprechen, den er ihr zu geben hatte, sie glaubte, er überlege, wo er am Feiertage einen Verlobungsring kaufen solle, aber er dachte in dem Augenblicke nicht an diese Liebespflicht.

Ja! sagte er mit einem Male, sie ist gut und schön! Indeß er freute sich weder der Güte noch der Schönheit Lora's, sie drückten ihn nur, er wußte es sich selber nicht zu deuten. Er kam nicht aus den peinlichen Empfindungen heraus. Obschon er nun bei seiner Braut war, obschon Marie in ihrer Stube bleiben konnte, weil Lora die Mama bediente, kam doch keine rechte Ruhe, kein Behagen über ihn.

Alle Viertelstunde ging Marie nach frischem Wasser und trug die Umschläge zu der Kranken hinein. Inzwischen schickte Paul wegen seiner Hutagraffe zu Marien; man war nicht eines Augenblickes sicher, nicht eines Augenblickes Herr.

und da zu sitzen, in der Stube seiner Braut, auf sie zu passen als ein Geduldeter, bis sie wieder frei war, das dünkte Karl bald vollends unerträglich. In solcher Stimmung und Verfassung hatte er sich nie zuvor empfunden.

Als er eine Weile da war, kam Paul zu Marien, offenbar in der guten Absicht, ihren Bräutigam zu sehen und ihm Glück zu wünschen. Er sprach freundlich zu Karl von seiner Braut, er redete mit ihm über seine Kunst und seine Plane, indessen gegen seine Gewohnheit war er eilig, und die Unterhaltung wurde stehenden Fußes abgemacht, wie von einem regierenden Herrn. Als er fortging, wendete er sich in der Thüre nochmals um. Ich hätte es bald vergessen, sagte er, Marie, Du behältst doch Deinen Bräutigam zu Mittag bei Dir? Mama läßt Dir sagen, sie hätte angeordnet, daß man Euch das Essen in Deine Stube schickt.

Marie war voll Dank und Freude darüber,

auch Karl war es willkommen, denn es war spät am Tage und er hatte Hunger. Dennoch meinte er auch hier den kränkenden Ton der Begnadigung herauszufühlen, obschon er es nicht aussprach. Marie aber deckte sauber für sie Beide auf, und war so heiter bei der Mahlzeit, wie Karl sie eigentlich noch nie gesehen hatte. Sie pries ihm die Speisen an, die sie aus der Küche holte, man schickte ihnen Wein und Kuchen von der Herrschaft Tafel, Marie trank seine Gesundheit, trank auf das Wohl der Herrschaft und auf eine glückliche Zukunft, sie war recht von Herzen froh, und merkte es darum nicht, daß Karl ihr nicht gleich kam in seiner Heiterkeit, so freundlich er ihr zusprach und begegnete.

Daß sie es nicht fühlt! dachte er, und hätte hinzusetzen mögen: wohl ihr, daß sie es nicht fühlt! denn ihm wurde im Innern immer weher bei diesem Mahle. Er kam sich wie ein Gefangener vor, so thöricht er selber die Empfindung

nannte. Er hätte fort sein mögen aus diesem Zimmer neben der Krankenstube, in dem man leise sprechen mußte. Drüben bei den Eltern, bei Kartoffeln und Salz würde ihm wohler gewesen sein mit seiner Braut, als bei dem Abhub dieser reichen Tafel. Er mußte einstimmen in das Lob ihrer Herrschaft, wollte er Marie nicht kränken, aber er liebte diese Herrschaft nicht. Niemals war ihm das eigentliche Dienenmüssen so traurig entgegengetreten, als an diesem Tage, niemals war er zufriedener darüber gewesen, als in dieser Stunde, vor Dienstbarkeit bewahrt zu sein, und eine selbstständige, freie Zukunft vor sich zu haben.

So kam der Abend heran, und die Stunde, in welcher Marie mit Lora und Paul zu dem Feste fahren mußte. In dem Zusammenpacken der verschiedenen Gegenstände, die sie für die Herrschaft mitzunehmen hatte, in dem Hin- und Hergehen entschwanden die letzten Augenblicke, welche dem Brautpaare vor der Trennung gegönnt waren.

Marien preßte der Gedanke an den Abschied das Herz zusammen, zum Weinen kam sie nicht in der Unruhe, in der sie sich befand. Karl lehnte an dem Fenster und sah, wie sie herumhandtierte, die Päcke ordnete und in die beiden Körbe legte, wie sie Hut und Mantel für sich aus dem Schranke nahm, und wie im Hofe der Kutscher die Laternen anzündete an dem Wagen.

Da fährt der Wagen vor! sagte er endlich gepreßt!

Ja! antwortete Marie.

Er gab ihr den Mantel um, sie setzte den Hut auf.

Marie! rief Ludwig zur Thüre hinein, Na! machen Sie doch fort, das Fräulein ist schon unten!

Gleich! gleich! entgegnete sie und warf sich Karl an die Brust. Leb wohl! sagte sie, Gott! daß ich nun fort muß!

Er küßte sie, es war ihm angst und beklommen, er war mehr gepeinigt als traurig, er

konnte sie nicht aus seinen Armen lassen und konnte ihr doch Nichts sagen.

Marie! Na! Marie! rief Ludwig wieder.

Ja! ja! ich komme ja schon! antwortete sie. Sie küßten sich noch einmal. Sei mir treu, und vergiß mich nicht, und schreibe mir bald! schluchzte sie, während er ihr die beiden Körbe zusammenstellte, und sie damit nach der Thüre ging.

Er konnte nicht antworten, es lag ihm so dumpf in Kopf und Herzen. Er konnte sie nicht einmal begleiten, sondern blieb am Tische neben der Thüre in sich versunken stehen.

Der Wagen rollte zum Portale hinaus, Karl war noch immer auf demselben Flecke und sah die leere Stube an; Kleidungsstücke, Nähgeräth und Maskenflitter lagen vor ihm durcheinander auf den Stühlen umher. Das ganze Zimmer, das sonst so sauber gehalten wurde, war ihm in dieser Unordnung fremd und melancholisch. Er mußte machen, daß er fortkam.

War das ein schlechter Tag! sagte er, als er das Licht auslöschte und das Zimmer verließ, ist das ein trübseliger Anfang!

In des Meisters Wohnung waren die Andern beisammen. Sie wollten er solle da bleiben, aber er hatte auch bei ihnen heute kein Behagen, keine Ruhe. Unter dem Vorwande, daß er am Morgen beim Herausnehmen seiner guten Kleider den ganzen Koffer in Unordnung gebracht und daß er ihn neu zu packen habe, ging er nach schnellem Abschied fort.

Um eilf Uhr, als Marie nach Hause kam und des Fräuleins griechisches Kostüm in die Garderobeschränke einschloß, gab auf dem Bahnhofe die Lokomotive das Signal zur Abfahrt, und Karl athmete tief auf in der kalten, frischen Nachtluft, durch die er dahin sauste auf dem Wege nach Paris.

Siebentes Kapitel.

Am zweiten Tage des Quartals, so war es die Hausordnung, hatte Ludwig immer die Miethe der Hofwohnungen einzuliefern. In seinem blauen Frack mit den blanken Knöpfen, das braune, leicht mit grau gemischte Haar vorn hoch aufgebürstet in ein stattliches Toupee, und an den Seiten sorgfältig mit dem Backenbarte um die vollen Backen gelegt, stand er neben dem Schreibtisch seiner Herrinn und legte die einzelnen Geldröllchen, mit den Namen der Miether bezeichnet, vor ihr auf den Tisch. Gewöhnlich machte die Miethe der Redlichs den Anfang bei seiner Ablieferung, bei der er es an gelegentlichen Bemerkungen über die verschiedenen Familien niemals fehlen ließ. Diesmal aber hatte er vom andern Flügel an-

gefangen und händigte dann zuletzt die fünfzehn Thaler des Schneidermeisters aus.

Da ist auch das Geld von Redlich's! sagte er, die sind noch ganz voll von der Verlobung.

Die Kommerzienräthinn legte die Feder nieder, mit welcher sie die Miethe eintrug. Es war das die einzige Verwaltungsmühe, welcher sie selbst sich unterzog, weil der Ertrag der Hofwohnungen, die man allein vermiethete, von jeher für Lora bestimmt gewesen war.

Ja! diese Thorheit! meinte sie kopfschüttelnd, ich weiß nicht, was das Mädchen sich dabei denkt? Haben Sie davon gewußt, Ludwig?

Daß sie sich's in den Kopf gesetzt hatte, das konnte Jeder sehen, Frau Kommerzienräthinn! Daß sie's durchführen würde, das habe ich nicht gedacht, und das glaub' ich auch noch heute nicht!

Er bückte sich dabei und hob einige Papierschnitzel von der Erde auf, die beim Öffnen der Geldrollen hingefallen waren.

Was heißt das, Sie glauben es nicht? fragte die Hausfrau.

Ja! lieber Gott! das kann man nicht so sagen; aber ich glaub' es nicht, Frau Kommerzienräthinn!

Sie ist doch aber Braut!

Ist schon Manche Braut gewesen, Frau Kommerzienräthinn! meinte Ludwig achselzuckend und lächelnd.

Die Kommerzienräthinn wurde aufmerksam. Ich habe heute mit ihr gesprochen und ihr vorgestellt, wie undankbar ich's finde, sagte sie, daß sie mich auf meine alten Tage verläßt. Ich habe sie auferzogen, um, wenn die Kinder sich einmal verheirathen, einen treuen Menschen um mich zu haben, und nun will sie davon gehen!

Frau Kommerzienräthinn! noch ist sie nicht gegangen! sagte Ludwig in seinem gewohnten langsamen Tone, jedes Wort scharf hervorhebend.

Im Betreff des Heirathens verstand die

Kommerzienräthinn keinen Spaß. Sie sah ihn ernsthaft an. Der Gedanke, daß der Bräutigam ihrer Jungfer dem Mädchen, das sie erzogen und das es so gut bei ihr hatte, das Wort brechen, daß er Marie sitzen lassen, sie unglücklich machen könne, empörte sie, so ungern sie sich von ihr trennen wollte. Lebhafter, als es ihre Art war, fragte sie: Er ist also ein Taugenichts, der Berger?

Nein, Gott bewahre, Frau Kommerzienräthinn! Er ist ein sehr reputirlicher, man kann sagen, ein ganz anständiger Mensch. Er will sogar hoch hinaus und er wird's auch zu was bringen, wie ich mich auf die Menschen verstehe! Nur grade so Einer —

Er hielt inne, die Hausfrau sah ihn fragend an, aber er folgte der schweigenden Aufforderung zu sprechen nicht. Erst als sie ihm ausdrücklich zu reden befahl, sprach er zögernd: Frau Kommerzienräthinn! ich will Nichts gesagt haben, aber

der Berger nimmt sie nicht. Ein Mensch, der Etwas auf sich hält, der läßt sich eine Frau nicht so mir Nichts dir Nichts an den Kopf werfen, wie sie's drüben gethan haben. Er hat fortgewollt und hat an Nichts gedacht. Sie ist ja auch nicht mehr für so einen jungen Menschen! Und die paar Hundert Thaler! — — Ja! hier für unser Einen, da hilfts schon mit durch; aber für den, der nun gar Nichts im Sinn hat als die eigne Fabrik — dem ist das wie ein Tropfen auf 'nen heißen Stein. Der muß viel Geld haben und kann in Paris auch Andere kriegen. Der Berger, der nimmt sich keine Kammerjungfer hier aus Berlin!

Die Kommerzienräthinn hatte ihm aufmerksam zugehört. Durch Fragen und Wiederfragen erfuhr sie den ganzen Hergang der Verlobung, wie Hanne ihn der Köchinn und die Köchinn ihn dem Diener erzählt, und mitleidig sagte sie: Das thäte mir leid, denn sie liebt den Menschen und ich

gönne ihr alles Gute, wenn schon sie sich nicht benommen hat, wie ich's von ihr erwarten durfte. Ich muß gleich mit ihr reden. —

Ja nicht! ja nicht! rief der Diener und trat mit erhobener Hand schnell einen Schritt vorwärts. In demselben Augenblicke faßte er sich aber auch schon wieder, und mit seiner gewohnten rückhaltenden Weise sagte er: Frau Kommerzienräthinn! wenn ich mir unterstehen darf eine Meinung zu haben, so sagen Sie ihr Nichts. Heute und die erste Zeit glaubt sie's doch nicht. Aber wenn ihr so in Jahr und Tag allmählich der Glaube in die Hand kommen wird, dann wird sie schon eher mit sich reden lassen. Es findet sich denn auch wohl ein Anderer für sie, mit dem sie zufrieden sein kann, und sie schlägt sich diesen aus dem Sinn.

Er wandte sich dabei ab, ging an den Tisch, räumte das Frühstückzeug zusammen, und verließ ohne eine Antwort zu erwarten, das Zimmer,

denn er meinte, er wäre schon verstanden worden, und darin hatte er sich nicht geirrt.

Die Kommerzienräthinn, in deren Art es überhaupt nicht lag, sich viel um die persönlichen Angelegenheiten ihrer Dienerschaft zu kümmern, sprach mit Marie nicht weiter über deren Verlobung. Paul fragte noch einmal ausführlich um die Verhältnisse und Aussichten ihres Bräutigams, dann dachte er seiner Seits auch nicht mehr daran, und nur Lora ließ sich mit mädchenhafter Theilnahme häufig von Karl, von Mariens Liebe und von ihrer einstigen Ehe unterhalten.

Da man Marie nicht mehr durch Einwendungen gegen ihre Verlobung beirrte, wichen die Bedenken, welche man in ihr selbst angeregt, bald vor dem Gefühl der Liebe, das sie glücklich machte; kamen dazwischen jene trüben Vorstellungen ihr doch noch bisweilen in den Sinn, so trugen sie nur dazu bei, sie fester an den Bräutigam zu binden, dem man Unrecht gethan, und den man

ihr beneidete. Sie waren übereingekommen, daß Karl nicht schreiben solle, bis er Ruhe und einen Überblick über seine Verhältnisse gewonnen haben würde, aber Marien ward die Zeit dieses Schweigens gar nicht lange. Fest und tief in ihrer Liebe, fühlte sie sich zu gleicher Gegenliebe berechtigt, und ihr träumerisches, sinniges Wesen machte ihr die Sehnsucht süß. An ihn zu denken, sich vorzustellen, was er treibe, ihm im Geiste vorzuerzählen, was sie dachte und beschäftigte, war ihr eine nicht versiegende Quelle stiller Freude. In ihrer kleinen Stube, in der sie als Braut mit ihm gesessen, da lebte er mit ihr, und emsiger als je bei ihrer Näharbeit, war sie heiter, wenn man sie allein in ihrem Zimmer ließ.

Das Fräulein begriff weder Mariens Heiterkeit, noch ihr geduldiges Warten, oder gar die stille Wollust der Sehnsucht, in der die neue Braut sich wiegte. Lora war es und nicht Marie, welche Berger anklagte, daß er nicht schon von Köln

geschrieben, daß er nicht gleich bei seiner Ankunft in Paris Nachricht von sich gegeben habe. Sie zählte die Tage seit seiner Abreise, denn sie war unbeschäftigt, und der kleine Roman in ihrer Nähe unterhielt sie.

Du liebst den Berger nicht, Marie! sagte Lora eines Tages, sonst müßtest Du böse sein, daß er Dir nicht schreibt.

Marie lächelte dazu. Ich bin nur kein Fräulein! sagte sie. Unser Eins muß warten lernen und Geduld haben von Jugend an. Der Karl ist ja auch nicht sein eigner Herr. Er wird schon schreiben wenn er Zeit hat! — Und weder Lora's Ungeduld noch ihr eigenes Herz vermochten die geduldige Zuversicht der Braut zu trüben.

Endlich nach vierzehn Tagen trafen die ersten Nachrichten von Berger ein. So ruhig Marie sich bis zur Ankunft des Briefes verhalten hatte, so aufgeregt wurde sie durch denselben. Sie las ihn und las ihn wieder. Er machte sie ganz

glücklich. Karl schrieb ihr von dem Besuche bei seinem Vater, und von der Art und Weise, mit welcher dieser die Kunde von der Verlobung seines Sohnes aufgenommen hatte. Dann schilderte er ihr, wie er die Verhältnisse in der Fabrik gefunden habe, die sich bei weitem nicht mehr in dem blühenden Zustande befand, in welchem er sie vor ein paar Jahren verlassen hatte. Er gab die Gründe an, aus denen sie herabgekommen war.

Gleich, nachdem ich damals die Fabrik verlassen habe, schrieb er, ist, wie Du weißt, der Gründer und Besitzer derselben, der die Seele des Ganzen gewesen ist, gestorben. Der siebenzehnjährige Sohn war und ist noch auf der polytechnischen Schule und hat auch seines Vaters Fähigkeiten nicht geerbt. Der Vater war plötzlich gestorben, ein Testament nicht vorhanden, kein Vormund bestimmt, und die Vormundschaft fiel also nach dem Familienbeschluß auf den nächsten Verwandten des Sohnes, auf einen wackern kleinen Rentier, der aber von

unserer Fabrikation und unserem Geschäftsbetriebe weniger versteht, als ich vom Seiltanzen. Er hätte die Fabrik am liebsten aufgelöst und dem Sohne eine Rente gesichert, gleichviel wie klein oder wie groß. Sich diesem Vorhaben zu widersetzen, hatte der Sohn aber doch die Einsicht, und die Fabrik wurde von dem bisherigen Werkführer fortgesetzt, der sie durch seine Unredlichkeit fast ruinirt hat. Er hat die Modelle verschleudert, so daß man unsere Façons in allen miserablen Buden, in den miserabelsten Straßen in Massen findet; er hat die Waaren schlecht geliefert, welches den Kredit unserer Arbeit in den Augen des Publikums ruinirt hat; es müßte ihm ein Proceß gemacht, von ihm eine Entschädigung gefordert werden, scheute der Vormund nicht selbst die Kosten eines solchen Processes. Alles, was er gethan, ist, daß er den Werkführer entlassen, der sich selbst etablirt, und daß er mich nun an dessen Stelle gerufen hat.

Er beschrieb dann noch näher den üblen Zu-

stand, in welchem er die Fabrik gefunden, und endlich die allgemeine Geschäftslosigkeit in Frankreich. Dabei kam er auf die französischen Zustände zu sprechen, und schilderte dieselben mit eben so viel Klarheit als einfacher Lebendigkeit. Am Schlusse des Briefes hieß es: Wie die Verhältnisse der Fabrik nun einmal sind, kann die Tantieme, auf die ich angewiesen bin, augenblicklich meinen Erwartungen in keiner Weise entsprechen. Man ist nicht redlich gegen mich gewesen in der Darlegung der Umstände des Geschäftes, und hat es freilich auch in keiner Weise zu beurtheilen verstanden. Indeß trage ich selbst zum großen Theile die Schuld an meiner Täuschung, weil ich den Thatbestand auf Treu und Glauben angenommen habe. Das war unvorsichtig, und doch bereue ich den gethanen Schritt noch keinesweges. Es kommt wohl Jedem einmal im Leben, daß er eine Dummheit macht, aber ein rechter Mensch weiß auch seine Dummheiten nachträglich auszugleichen und zu gutem Ende durch-

zuführen. Ich werde den Namen unsers alten Herrn schon wieder zu Ehren bringen, dem Sohne vergelten, was ich von seinem Vater erlernt, und die Fabrik dazu zwingen, die Einnahme zu haben, welche man mir angegeben hat, und dann soll meine Tantieme mir nicht fehlen. Bis dahin freilich müssen wir warten, und es ist mir ein großer Trost, Dich in Verhältnissen zu wissen, die immer noch die Besten sind, welche Du finden kannst, so lange Du zu dienen gezwungen bist. Behalte also nur guten Muth, wie ich ihn habe, und laß Dir über das Warten keine grauen Haare wachsen. Schreibe mir so oft Du kannst, ich will das ebenfalls thun, und vor allen Dingen sieh doch zu, ob Du nicht etwas Französisch lernen könntest, nur so viel, daß Du nicht wie verrathen und verkauft bist, wenn Du einmal hieher kommst. Dein Fräulein hilft Dir vielleicht dazu, wenn Du sie bittest. Danke ihr noch einmal dafür, daß sie so freundlich gegen uns war am Neujahrstage,

ich werde ihr das nicht vergessen, denn im Übrigen war es trübselig genug; und grüße Deine Eltern und Deine Geschwister herzlich von Deinem treuen Karl.

In der Freude eilte Marie mit ihrem Briefe zu dem Fräulein. Lora war überrascht, als sie ihn gelesen hatte. Einen solchen Brief, so viel Einsicht, so viel Theilnahme an allgemeinen Interessen hatte sie bei einem Manne dieses Standes nicht für möglich gehalten, weil sie Niemand kannte, außer den Männern ihres Umgangskreises. Aber eben so auffallend, als ihr die Bildung des jungen Mannes erschien, war es ihr, daß er so wenig von seiner Liebe sprach. Sie äußerte sich jedoch gegen Marie nicht darüber, sondern lobte und bewunderte das Schreiben, und sagte, sie werde das gute Zutrauen nicht zu Schanden machen, das Berger in sie setze. Gleich heute wolle sie beginnen Marie im Französischen zu unterrichten, und wenn diese einen Brief an ihren Bräutigam

sende, so wolle sie selbst zwei Zeilen darunter schreiben und ihm versprechen, daß seine Braut sich nicht zu beklagen haben solle über ihre Lage, bis er einst kommen werde sie zu holen.

Paul, dem Lora von dem Briefe des jungen Berger und von ihrem Vorsatze erzählte, freute sich des Einen wie des Andern. Es war ihm lieb, Marie einem verständigen, unterrichteten Manne verlobt zu wissen, und daß die Schwester so bereit zu helfen war, das gab ihm ein neues Zeugniß ihres guten Herzens. Auch die Kommerzienräthinn ließ es gerne geschehen. Sie sah es als eine nützliche Übung für die Tochter an, und lernte Marie dabei französisch, kam es derselben wirklich einmal zu statten, nun, so war das um so besser.

Schon an demselben Tage also wurde der Unterricht begonnen, und von beiden Theilen mit der größten Lust und Zuversicht, denn beide Mädchen hielten das Unternehmen für die leichteste Sache von der Welt. Marie galt im ganzen

Hause für sehr gescheut, weil sie verständig und sicher in ihrem Thun und Treiben war, sie vergaß Nichts von Allem, was ihr aufgetragen wurde, sie mußte also ein vortreffliches Gedächtniß besitzen, und von ihrer Ausdauer und von ihrem Fleiße hatte sie fortdauernd Proben gegeben. Mit einer solchen Schülerinn konnte es dem Fräulein, das selbst tüchtig und beharrlich war, nicht fehlen. Man hatte dabei nur vergessen, daß Marien alle Vorkenntnisse fehlten, die zur Erlernung einer fremden Sprache aus Büchern nöthig sind, und daß das Vermögen zu lernen überhaupt geübt sein will.

Marie aber war des Lernens nicht gewohnt. Der Schulunterricht lag viele Jahre hinter ihr, Alles, was sie seitdem getrieben, alle ihre Beschäftigungen hatten einem augenblicklichen Zwecke gegolten, eine augenblickliche Wirkung gehabt. Sie hatte ihre Dauer, ihr Ende voraus berechnen können. Auf das Nächstliegende, Festgegebene vermochte sie

ihre Gedanken mit angestrengter Aufmerksamkeit zu richten. Das, was sie sehen, greifen, hören konnte, was sie erlebte, wußte sie mit ordnendem und überlegendem Verstande in Verbindung zu setzen und das daraus Folgende zu berechnen; aber diese Fähigkeit hörte auf, wo sie es nicht mit Thatsachen, sondern mit Begriffen zu thun hatte, wo nicht ihre sinnlichen Anschauungen ihr zu Hülfe kamen.

Die Aussicht auf Jahre lange Mühe, deren Erfolg doch vielleicht kein vollständiger sein konnte, erschreckte und lähmte sie. Sie bewunderte Lora's Festigkeit und Sammlung, aber sie selber war nicht im Stande auch nur während der Lehrzeit sich ausschließlich mit dem Erlernen der fremden Sprache zu beschäftigen. Bald beklagte sie es, daß sie Lora Langeweile verursache, bald machte sie sich Vorwürfe, daß sie selbst ihre Zeit nützlicher verwenden könne; und wenn das Fräulein ihr als letzten Grund für die Nothwendigkeit dieses Unterrichts

den Willen ihres Bräutigams hinstellte, so wurde Marie schon nach kurzer Zeit grade darüber ungeduldig.

Ach! sagte sie, Karl ist der beste Mensch der lebt, aber seine Einfälle hat er wie ein Andrer, und ein rechter Berger ist er auch.

Lora fragte, was das heißen solle, Marie lachte verlegen. Sie sind Alle so in meiner Mutter Familie, meinte sie. Alle wollen sie mehr scheinen als sie sind, und bei uns wäre es eben so gegangen, wäre der Vater nicht gewesen. Daß ich nun mit Gewalt französisch können soll, wenn ich nach Frankreich komme, das ist nur Hochmuth von dem Karl. Die Leute sollen denken, ich sei als Dame aufgewachsen, aber dazu gebe ich mich nicht her.

Was schadet es Dir denn, wenn man Dich für gut erzogen hält? fragte Lora, erstaunt über diese Äußerung.

Was mir's schadet? wiederholte die Kammer-

jungfer. Fräulein Lora, es ist doch eine Lüge, und ich brauche nicht zu lügen, ich habe mich meiner Herkunft nicht zu schämen! setzte sie eifriger hinzu. Karl hat sich mit mir verlobt, obschon ich nur eine Kammerjungfer bin, und eine Dame kann er ja auch gar nicht brauchen. Ich bin was ich bin und das will ich bleiben und Nichts weiter scheinen, und kein Gott und kein Bräutigam sollen mir das ausreden.

Aber Marie! rief das Fräulein tadelnd, als sie sah, wie die Feder in der Hand des Mädchens zitterte, und wie ihre Wangen glühten, ihre Augen sich mit Thränen füllten. Marie! was kommt Dir an? Danke doch Gott, daß Dein Bräutigam Etwas aus Dir machen will.

Da hielt Marie sich nicht länger: Wenn ich ihm nicht recht bin, wie ich bin, stieß sie schnell hervor, indem sie ihren Thränen freien Lauf ließ, wenn ich für die Franzosen ihm zu schlecht bin, so werden sich ja wohl noch Deutsche finden in

Paris, die nicht heucheln und nicht vornehm thun, und die meine deutsche Ehrlichkeit wohl zu schätzen wissen werden.

Sie weinte dabei wie ein Kind. Lora wußte nicht was sie dazu sagen sollte. Sie hatte geglaubt Marien zu kennen, jetzt stand sie vor ihr, wie vor einer Fremden. Der enge Kreis, in dem sich Mariens Leben und ihre Gedanken bisher bewegt hatten, war für sie zu der Schranke geworden, die sie nicht überschreiten wollte oder konnte, weil sie sie als die Grenze des Erstrebenswerthen und Vernünftigen betrachtet. Diesen Kreis auszufüllen, war sie sich bewußt. Daraus entsprang ihr ruhiges Selbstgefühl, die Hauptquelle ihrer Zufriedenheit; und die instinktive Furcht, sich in weiterm Kreise weniger ausreichend und zufrieden zu empfinden, lieh ihrem Widerstreben gegen die Wünsche und Absichten ihres Bräutigams einen Anstrich von eigensinniger Härte, die Niemand früher an ihr wahrgenommen hatte.

Achtes Kapitel.

Jahr und Tag vergingen auf diese Weise ohne daß der Unterricht aufgegeben wurde, aber auch ohne wesentliche Fortschritte in der fremden Sprache. Von der Heirath konnte noch nicht die Rede sein, denn noch hatte Karl kein Auskommen, wie er es für nöthig hielt, und je ferner der Zeitpunkt ihrer Übersiedelung nach Paris dadurch gerückt wurde, um so geringer wurde auch Mariens Lust zum Lernen. Hätte es nur von ihr abgehangen, die Stunden würden nicht lange fortgesetzt worden sein, aber Lora gab nicht nach in diesem Punkte. Sie hatte es Karl versprochen, seiner Braut die fremde Sprache zu lehren, sie mußte ihr Versprechen halten.

Wie an eine schwere, lästige Pflichterfüllung

ging Marie an jede neue Unterrichtsstunde heran, und nur die Möglichkeit, in diesem Alleinsein mit ihrer jungen Herrinn, von ihrem Bräutigam zu sprechen, söhnte sie einigermaßen mit der Mühe des Lernens aus. Die Theilnahme, welche Karls erster Brief bei ihrem Fräulein gefunden, hatte Marie ermuthigt, derselben auch seine folgenden Briefe zu zeigen, und mädchenhafte Neugier und ernstes Mitgefühl hatten Lora bald zur Vertrauten und Beratherinn des Brautpaares gemacht. Karl wußte darum, Marie selbst hatte es ihm gestanden, daß sie dem Fräulein aus seinen Briefen vorlese, und er berief sich stets auf Lora, wenn er sich mit seiner Braut nicht in Übereinstimmung befand, wenn ihre Klagen über die Trennung, über die geringe Aussicht baldiger Verbindung, zu Anklagen gegen das Geschick, zu Anklagen gegen ihn erwuchsen, die ihm Unrecht thaten.

Gleich in seinem ersten Briefe hatte er es ihr gesagt, daß sie sich mit ihm auf ein langes

Warten gefaßt zu machen habe. Er schrieb ihr öfter, als er ihr versprochen, aber diese Briefe beruhigten ihre Sehnsucht nicht. Sie war eine von den Frauennaturen, die nur einen Gedanken, ein Gefühl, ein Ziel im Auge halten können, darin liegt die Schwäche und die Stärke dieser Frauen. Je länger sie von Karl entfernt war, um so tiefer, um so leidenschaftlicher wurde ihre Liebe für ihn, ihr Verlangen, gleichviel unter welchen Bedingungen, bei ihm zu sein und mit ihm verbunden zu werden.

»Salz und Brod! aber mit ihm!« Das war die Redensart, welche sie Lora unablässig wiederholte, das war der Inhalt aller ihrer Briefe. Sie hätte sich den Bissen vom Munde abdarben mögen, ihr kleines Kapital zu vergrößern. Jeder Thaler, den sie ersparen konnte, wurde ihr ein Anlaß zur Freude, ihre einzige Erholung war es, an ihrer Ausstattung zu nähen und für dieselbe Etwas anzuschaffen. Immer und immer wieder

setzte sie es ihrem Bräutigam auseinander, wie die engste Dachstube ihr genügen, wie die schwerste Arbeit, die größten Entbehrungen ihr leicht sein würden neben ihm, und Lora konnte sich der Rührung nicht erwehren bei des Mädchens Liebe und Betrübniß.

Auch Karl fühlte sich davon gerührt, aber Mariens Briefe peinigten ihn dennoch. Anforderungen, denen man nicht genügen kann, werden um so quälender, je mehr man den Menschen lieb hat, der sie an uns stellt. Er arbeitete mit Fleiß, er strebte ein Künstler zu werden in seinem Fache, er hielt ebenfalls zusammen, was er gewann, er war kein Verschwender, indeß Mariens beschränkte Genügsamkeit war nicht nach seinem Sinne, und er kannte noch andere Zwecke als seine baldige Verheirathung.

Je mehr er als Vorstand der Fabrik in Paris mit andern Fabrikanten und Künstlern in Berührung kam, um so fühlbarer wurde ihm, was ihm

an künstlerischer Bildung, an allgemeiner Bildung abging. Sein Wissensdrang, sein Ehrgeiz ließen ihm nicht Ruhe. Er mußte nachholen, erwerben, was ihm fehlte, um denen gleich zu werden, die er jetzt als seine Vorbilder betrachtete. Hatte er sich ausgebildet, war er nach seinem Begriff ein tüchtiger Künstler in seinem Fache geworden, die Fabrik emporgekommen, dann wollte er sich verheirathen, sich einrichten wie ein anständiger Bürger, und Marie sollte in eine hübsche kleine Wohnung kommen, bis er ihr einmal in der eigenen Fabrik ein schönes Quartier bereiten können würde.

Gegen diese heitern, freilich nicht auf den Augenblick berechneten Pläne, die zu verwirklichen er sich der Mann fühlte, stachen Mariens dringende Sehnsucht und ihr Verlangen nach schneller Befriedigung derselben, nur zu sehr ab, und Karl fand sich rathlos gegenüber seiner Braut. Ihr in jedem Briefe auseinanderzusetzen, was er ihr

schon so oft gesagt, fing an ihn zu ermüden. Er fühlte, daß er ungeduldig gegen sie werde, und aus Furcht die ohnehin so Niedergeschlagene noch tiefer zu kränken, richtete er einmal in einem Briefe, den er ihr schrieb, seine Anrede gradezu an das Fräulein, mit der Bitte, Lora möge sich, da sie ja schon so viel gethan für Marie, auch in diesem Punkte ihrer annehmen. Sie möge ihr auseinandersetzen, besser als er es brieflich thun könne, daß es ja Mariens eigner Vortheil sei, wenn sie ihm Ruhe lasse und Zeit, etwas Tüchtiges aus sich zu machen.

Lora war betroffen von der Ausdrucksweise, in welcher diese Zeilen an sie geschrieben waren. Es lagen eine männliche Kraft, ein Adel darin, die sie in Karls Briefen an seine Braut niemals in gleicher Weise wahrgenommen hatte. Es dünkte sie, als habe er sich in jenen Briefen selbst herabgestimmt, um der Braut dadurch näher zu kommen. Sie sprach mit Paul davon. Er ver-

langte den Brief zu sehen, und auch ihm wurde Karl nur noch anziehender durch denselben. Alles, was Lora ihm aus ihrer nähern Kenntniß über ihn erzählte, steigerte diese Theilnahme, und Paul fand es in der Ordnung, daß die Schwester dem jungen Manne eine freundlich zusagende Antwort darauf ertheilte. Von da ab wendete sich Karl in den Briefen an Marie vielfach auch an Lora. »Frage Dein Fräulein«, oder »sage Deinem Fräulein« waren Wendungen, die immer häufiger darin zu lesen waren, und die oftmals einige Zeilen der Entgegnung von Lora erhielten.

Beide Geschwister, Paul sowohl als Lora, sprachen Marien Geduld ein. Beide setzten ihr auseinander, daß ja Karl sie zu beruhigen, ihr jetzt so häufig schreibe, daß seine Briefe immer länger würden, indeß Marie sah darin weder eine Beruhigung noch einen Trost.

Was kümmert mich denn das Alles, was er schreibt, sagte sie niedergeschlagen; alle die

Ateliers und Museen und die Bücher, von denen er erzählt, die gehen mich ja gar Nichts an, die gehören nicht zu mir, damit macht er sich nur selbst Vergnügen. Wenn er mich liebte, wie ich ihn, so würde ihm das Alles gar Nichts sein.

Vergebens wendete Lora ihr ein, daß Karl ja fast ein Tagebuch in seinen Briefen sende, daß er Nichts erlebe, Nichts treibe, wovon er ihr nicht Kunde gebe, daß er sehnsüchtig um ihre Antwort bitte. Marie schüttelte zu alle dem den Kopf.

Was steht denn in den Briefen? klagte sie einmal gegen Lora's Vorstellungen. Es sind Aufsätze, wie man sie wohl in den großen Schulen machen mag; von mir, von ihm steht Nichts darin. Und all' diese Aufsätze schickt er mir nur, damit ich es nicht merke, daß er mir gar Nichts schreibt.

Die Überzeugung, daß Karl sie nicht mehr liebe und ihr untreu sei, war aus Mariens Seele nicht mehr zu entfernen. Die Abmahnungen gegen ihre Verlobung, welche Ludwig ihr am Tage

derselben gemacht, die Vorstellungen, die er ihr von dem lustigen Leben eines Junggesellen in Paris gegeben, kamen ihr nicht mehr aus dem Sinne, und auf diesen bösen Weg gelangt, fand sie keine Ruhe mehr. Sonst hatte sie es ganz in der Ordnung genannt, daß Karl ihr nicht besonders von seiner Liebe und Zärtlichkeit gesprochen. Sie hatte gemeint, als Lora sie einst damit geneckt: viel von solchen Dingen zu reden, sei nur Sache der reichen Leute, die weiter Nichts zu thun hätten in der Welt; aber jetzt, da Karl alltäglich Muße fand, an seinen Briefen ein Stück zu schreiben, jetzt klagte sie darüber, die Briefe wären kalt; und wenn er mit ihr von ihrer Heirath rede, so klinge das, als ginge das ihn und sie Nichts an, als läge das Lernen und die Kunst ihm weit näher an seinem Herzen als die Liebe.

Anfangs schalten Paul und Lora diese Eifersucht Mariens eine unnütze Selbstquälerei, endlich aber wurden sie besorgt, denn das Mädchen war

wie umgewandelt. Sie aß nicht mehr, sie konnte nicht schlafen, ihre Arbeit wurde ihr zur Last. Auf den Rath ihres Bruders überredete Lora sie, sich offen gegen Karl auszusprechen und ihm zu sagen, welche Zweifel sie peinigten. Erst nach langem Zögern entschloß sie sich dazu, und auch dann ließ ihre Furcht vor seiner Antwort sie zu keiner ehrlichen, bestimmten Frage kommen. Sie schrieb ihm nur, er möge ihr doch lieber mittheilen, mit welchen Familien und Menschen er dort verkehre, nicht welche Bücher er lese. Die Bücher wären eine Nebensache für sie gegen die Menschen, mit denen sie einst zu leben haben werde. Sie wolle wissen, ob Deutsche darunter wären, Frauen und Mädchen ihres Alters, damit sie sich eine Vorstellung machen könne von den Zuständen, in die sie einmal kommen solle. Karl beantwortete das mit großer Unbefangenheit und Ausführlichkeit, es war nicht der kleinste Anhaltpunkt in seinem Briefe für die Eifersucht Mariens, aber

diese unglückliche Leidenschaft blieb sich dennoch in ihr gleich.

Marie ist krank! sagte Paul, wenn die Kommerzienräthinn es müde wurde immer das traurige Gesicht ihrer Kammerjungfer anzusehen. Tadle sie nicht, habe Nachsicht mit ihr, und laß uns versuchen, wie wir ihr helfen, wie wir ihre treuen Dienste ihr vergelten können. Vielleicht kann man dem jungen Manne mit einer Vorschußsumme die Möglichkeit bereiten, sich zu etabliren. Dann ist er versorgt, Marie verheirathet sich, und ihre Mißstimmung fällt Dir nicht mehr zur Last.

Noch an demselben Tage führte er den Vorsatz aus. Er schrieb selbst an Karl, schilderte ihm den Zustand seiner Braut, und erbot sich, ihm einige tausend Franken zu leihen, wenn diese ihm zu schneller Verheirathung mit Marien behülflich sein könnten. Karl antwortete sogleich. Er dankte mit warmer Erkenntlichkeit für den Antheil, welchen Paul an ihm und an Marien nähme,

aber er lehnte das Geldanerbieten für diesen Augenblick noch ab. Sein Kontrakt mit dem Fabrikbesitzer, sagte er, sei der Art, daß ein Zulage-Kapital ihm vorläufig noch nicht nützen könne. Bedürfe er desselben später, so werde er es ehrlich sagen, da er gewiß sei, es dann in nicht ferner Zeit eben so ehrlich rückerstatten zu können. Daß Marie sich in unsere Trennung so schwer findet, schrieb er endlich, drückt mich sehr, aber auch meine Tage sind nicht immer heiter, und wer weiß es, ob meine Braut im Ganzen nicht getroster und muthiger in die Zukunft sehen kann, als ich.

Er brach dann plötzlich ab und sprach von andern Dingen, jedoch der ganze Brief trug das Gepräge einer Niedergeschlagenheit, die der Schreiber zu verbergen offenbar nicht im Stande gewesen war, so wenig er sie kund zu geben beabsichtigt haben mochte.

Lora war in ihrem Zimmer, als ihr Bruder mit dem Schreiben zu ihr kam. Er legte es auf

ihren Tisch, sie griff lebhaft danach, denn Karls Handschrift war ihr seit lange her vertraut.

Wie gedrückt klingt der Brief! rief sie aus, nachdem sie ihn gelesen hatte.

Paul antwortete nicht darauf. Was sollen wir nun thun? fragte sie lebhaft, was denkst Du davon Bruder?

Ich denke, erwiederte Paul, daß wir einen Irrthum, eine Anmaßung begangen haben, und ärgre mich, daß ich solcher Übereilungen noch immer fähig bin.

Lora achtete auf seine Worte nicht. Es ist klar, er liebt sie wirklich nicht! rief sie, Marie wird außer sich darüber sein, aber man darf es ihr doch nicht verbergen, wissen muß sie's doch.

Willst Du's ihr sagen? fragte Paul.

Lora schwieg. Man muß Berger dahin bestimmen, daß er selbst es ihr gesteht, meinte sie nach einer Pause.

Man muß ihn bestimmen? wiederholte Paul,

und wer giebt uns dazu das Recht? – Er hielt einen Augenblick inne. Laß es genug sein, Lora! sagte er dann. Wir sind vielleicht schon jetzt zu weit gegangen, wenn auch in bester Absicht. Es ist fast immer eine Anmaßung die Menschen leiten, und vollends sie über ihre eigenen Gefühle aufklären zu wollen. Man greift damit voreilig und meist ungeschickt in den Gang ihrer Entwicklung und ihrer Zustände ein. Gesteht der junge Berger sich nicht selbst, daß er und die arme Marie nicht mehr für einander passen, hat er nicht den Muth es sich und ihr begreiflich zu machen — nun so wäre es Vorwitz, wenn wir diesen Muth statt seiner haben wollten. Laß ihn seinen Weg gehen.

Und was soll aus ihm werden? rief Lora.

Was er selber aus sich machen wird! antwortete Paul.

Die Schwester stand nachdenklich vor ihm. Sie schien sich mit der Antwort bescheiden zu wollen, aber der Bruder, der ihre Mienen kannte,

sah, daß sie es nur mit Mühe that, daß sie den Unmuth zu unterdrücken strebte, den sie offenbar empfand. Er trat freundlich an sie heran, und nahm ihr den seidenen Schnur aus der Hand, den sie in der Zerstreuung um ihre Finger fest und fester wickelte.

Lora! hub er an, sei doch verständig und sieh die Sache einfach an, statt Dir aus Mariens Bräutigam einen Romanhelden zu machen. Der junge Mensch hat sich mit einem zu ihm nicht passenden, aber sehr braven Mädchen, verlobt, als es für ihn zu früh war. Weil er strebsam ist, ängstigt ihn das um seinetwillen, und weil er brav ist, beunruhigt es ihn auch des Mädchens wegen. Das ist eben so natürlich, als daß Marie ungeduldig wird und sich beklagt. Hättest Du Dich nicht hineingemischt, so wäre von diesen Dingen vielleicht kaum die Rede. Die beiden Leute würden auf ihre Weise mit einander fertig werden, und seiner Zeit wird der junge

Mann denn auch ruhig kommen, seine Braut zu holen.

Und was dann? fragte Lora lebhaft. Soll dieser Mensch, der so voll Streben, so voll Ehrgeiz ist, der sich in dieser Zeit so merkwürdig entwickelt hat, soll der eine Frau bekommen, die nicht einmal —

Nicht einmal Französisch von Dir lernen kann? fiel ihr der Bruder scherzend in die Rede.

Spotte nicht! rief Lora, Du weißt, das ist es nicht, und die Sache ist dazu auch viel zu wichtig. Ich habe Marie lieb, und Berger interessirt mich. Soll sie sein Unglück werden, sollen sie Beide unglücklich werden durch diese Heirath? Sie passen für einander nicht, jetzt können sie noch zurück, noch kann ein entschiedener Schritt —

Paul ließ sie nicht zu Ende sprechen, und mit größerem Ernste noch als zuvor, sagte er: Keine Gewaltsamkeit, Lora! Nicht alle Naturen sind für entschiedene Schritte gemacht. Es giebt

tüchtige und doch sehr biegsame Charaktere, die sich leichter den gegebenen Verhältnissen anzupassen und mit ihnen auszusöhnen, als sie abzuschütteln vermögen. Vielleicht ist Karl ein solcher, und ob er Deine idealistischen Ansichten von der Ehe theilt, davon weißt Du ja Nichts. Du siehst es, Marie hat sie nicht. Sie will einen eignen Heerd, und Kinder von dem Manne, den sie liebt; mag er dann sehen, wie er mit ihr und mit sich selbst zurecht kommt. Sie wird thun, was sie kann, und glücklich sein in diesem Bewußtsein. Und wenn Berger eine Schaar von Arbeitern zu überwachen, eine Schaar von Kindern zu erziehen haben wird, wird er vielleicht auch nicht mehr derselbe sein.

Das heißt also, er wird untergehen! rief Lora fast bitter.

Keinesweges! entgegnete Paul. Er kann trotzdem ein wackerer Künstler werden, ein ganz tüchtiger Mann, nur den romantischen Nimbus

wird er verlieren, in dem er und sein Treiben Dir jetzt erscheinen, weil Du noch keinen strebsamen jungen Mann seines Standes gekannt hast. Er ist ein braver Mensch und Marie ein braves Mädchen. Zieh' Deine Hand von ihnen ab, und laß sie gehen. Du thust damit das Beste für sie, und auch das Klügste.

Lora antwortete nicht darauf. Sie konnte und mochte dem Bruder nicht recht geben, aber bei dem Einfluß, den er auf sie übte, entstellte seine Ansicht ihr das Bild ihres Schützlings. Es war ihr als hätte sie eine Täuschung erlitten, und als Marie am Abende, während sie das Fräulein bediente, zufällig Etwas von ihrer Zukunft und von ihrem Bräutigam erwähnte, hatte Lora zum erstenmale keine Neigung davon zu hören, obschon sie sich diese Unlust als eine Härte vorwarf.

Die Unterredung mit dem Bruder hatte Lora aber zum Nachdenken bewogen. Sie fragte sich, ob sie wirklich einen üblen Einfluß auf das Braut-

paar ausgeübt, sie wurde mißtrauisch gegen sich selbst, wie die Jugend es pflegt, wenn sie ihre ersten Irrthümer gewahr wird. Sie wollte einlenken, gut machen, sie gab Marien täglich Beweise davon, aber ihr Herz hatte sich dem Mädchen abgewendet, ohne daß sie es gewollt, und Marie würde das auch bald empfunden haben, wäre nicht die Theilnahme Beider plötzlich nach einer ganz andern Seite hin in Anspruch genommen worden.

Neuntes Kapitel.

Es war beim Beginne des Frühjahrs, als die Kommerzienräthinn, die sich schon seit längerer Zeit nicht wohl befunden hatte, ernstlich erkrankte. Man war grade auf dem Punkte gewesen, die Stadtwohnung zu verlassen und wie alljährig das Landhaus zu beziehen, aber der Zustand der Hausfrau hatte das unmöglich gemacht. Die zweite Hälfte des April, der ganze Mai entschwanden, ohne daß eine Besserung in dem Befinden der Kranken sich zeigen wollte. Die Tage und Nächte vergingen in banger Besorgniß, in zweifelhafter Hoffnung, und die beiden Mädchen theilten die mühevolle Pflege mit gleicher, ausdauernder Treue. Sie hatten immer nur an das gegenwärtige Leiden, an den nächsten Augenblick zu denken. Lora ver-

gaß darüber nach Mariens Bräutigam zu fragen, und diese wagte nicht von ihm, von sich zu sprechen. Sie verbarg es, daß er plötzlich anfing ihr seltener zu schreiben, sie mochte nicht klagen, da ihr Fräulein eigne Sorgen hatte. Alles war bedrückt im Hause, und je weiter das Jahr heraufkam, um so trüber wurde es.

Die Sonne, die so hell im Freien funkelte, sah nur stundenweise durch die Doppelfenster hinein, die man, eben weil man die Stadt noch immer zu verlassen hoffte, nicht abgenommen. In einigen Zimmern erzeugte das eine gewisse Kälte, in andern eine dumpfe Wärme, unbehaglich war es überall, außer in den Stuben der Kranken, für die man mit höchstem Vorbedacht sorgte. Lora ging nur am Abende ein Paar Stunden aus, sich Bewegung zu machen, die Dienerschaft kam gar nicht aus dem Hause. Es war weniger zu thun als sonst, und doch konnte man Niemand entbehren, weil der Zustand der Kommerzienräthinn

sich keine Stunde gleich blieb, und ihre Bedürfnisse häufig wechselten. Die Ärzte redeten davon, daß sie nach Karlsbad gehen solle, wenn ihr Befinden sich so weit gebessert haben würde, die Reise zu ertragen, sie selbst versprach sich viel von dem Bade, das ihr mehrmals wesentlich genützt, indeß die erwartete Besserung ließ vergebens auf sich hoffen. Die Ärzte wurden schweigsamer, Lora und Paul mochten nicht fragen und nicht hören wie es mit der Mutter stände, es konnte es Jeder sehen, der es nur sehen wollte. Das Fräulein war angegriffen, Marie, auf der die schwerste Last der Krankenpflege ruhte, und die daneben in den schlaflosen Nächten den eignen Gram und die eignen Sorgen zu bekämpfen hatte, sah sich selber nicht mehr ähnlich. Die andern Dienstboten wurden lässig, denn eine langwierige Krankheit im Hause demoralisirt die Dienerschaft und die Kinder immer, weil es die zwingende Regelmäßigkeit des Lebens unterbricht, deren sie als eines sittlichen

Anhalts nöthig haben. Nur Ludwig war nicht niedergeschlagen, nicht lässig, nicht angegriffen, sondern vollkommen unverändert.

Er hatte der Krankheit und dem wahrscheinlichen Tode der Hausfrau von Anfang an gradezu in's Auge gesehen. Es war ihm eine Weile auch wirklich recht nahe gegangen, daß er eine solch gütige Herrschaft verlieren sollte; aber er war dann mit dem Gedanken als mit einer Thatsache vertraut und fertig geworden, und hatte bereits zu lange seine Plane für den Fall gemacht, als daß er sich um seinetwillen jetzt irgend wie hätte beunruhigt fühlen sollen. Er gehörte zu den Menschen, die sich selbst für gefaßt im Unglück halten, und von Andern dafür angesehen werden, weil sie die Gewohnheit haben, immer mit Überlegung in eine ferne Zukunft zu denken, und sich ihr eigenes Verhalten in derselben im Voraus zurecht zu machen. Fassungslosigkeit ist meist die Folge eines planlosen Hinlebens in den täglichen Verhält-

nissen und Anlässen, aus denen die Zukunft sich auferbaut.

Es lag fern von ihm, irgend Etwas in seinem Dienste zu versäumen, weil dieser bald zu Ende gehen konnte. Im Gegentheil, es war ihm eine Gewissens- und Ehrensache der Kommerzienräthinn bis zu ihrem letzten Athemzuge es so bequem und leicht zu machen, als er konnte, ohne seine eignen Kräfte dabei auf's Spiel zu setzen. Denn daß Marie sich selber ganz vergaß, wo es auf die Pflege der Kranken ankam, das wäre entschieden gegen seine Meinung gewesen, hätte er weiter auch gar keine Absichten auf das Mädchen gehegt. Schon mehrmals hatte er ihr vorgestellt, sie werde sich zu viel thun, er hatte sich ihr auch mit mancherlei Diensten hülfreicher bewiesen, als es sonst in seiner Art war, und Marie war ihm in ihrer innern Verlassenheit doppelt dankbar dafür gewesen; sie aber zum Sprechen zu bringen,

wie er's nannte, das war ihm noch immer nicht geglückt.

Je länger die Kommerzienräthinn krank war, je bedenklicher ihm ihr Zustand vorkam, um so näher traten ihm nun aber seine eigenen Plane, und da es ihm nicht gleich zu gelingen schien, sie auf gradem Wege bei dem Mädchen selbst zu fördern, so entschloß er sich, sie auf einem Umwege zu verfolgen, und vor allen Dingen die Eltern auszuspähn und zu gewinnen.

Er war zu anderen Zeiten selten einmal zum Meister Redlich hinübergekommen. Er hatte zu thun, die Leute hatten zu thun, sie wohnten ihm zu eng, hatten auch immer allerlei Sorgen und Klagen, und in seiner eigenen luftigen Stube war er sich immer mehr am Platze erschienen, als drüben bei dem Meister. Indeß dieser Sommer in der Stadt, und die jetzige Sachlage brachten eine Änderung darin hervor. Ludwig hatte nicht nur seine bestimmten Gründe, er hatte auch Lange-

weile. Abends, wenn die jungen Herrschaften spazieren gingen, durfte er natürlich das Haus nicht verlassen, um für einen Nothfall stets zur Hand zu sein, aber er hatte doch meist Nichts zu thun, und so war es grade diese Zeit, in der er seit einigen Wochen bisweilen bei dem Meister vorsprach, um mit ihm eine müssige Stunde zu verplaudern.

Der Meister saß wie immer auf seinem Arbeitstisch, und hatte die Fenster offen. Rothe Bohnenblüthen und gelbe Kressenblumen waren aus grünem Kasten an straffen Bindfaden vor demselben in die Höhe gezogen. Das Bauer mit der Schwarzdrossel, die klug war nach des Meisters Ansicht wie ein Mensch, hing auch im Freien. Die Drossel pfiff im klaren Lichte der Abendsonne ihr immergleiches, frohes Lied, und durch die offene Thüre der Kammer zog ein so frischer warmer Luftstrom in die Stube, daß der Meister aus Sommerlust und Wohlbehagen mit

seinem Vogel um die Wette pfeifen mußte. Die Frau plättete in der Kammer, Hanne war außer dem Hause auf Arbeit als Näherinn, und Sophie häkelte im Hofe, wo der Hermann mit dem Sohne des Kutschers spielte.

Den Meister aufzusuchen, als käme er des Plauderns wegen, das hatte Ludwig stets vermieden, denn dazu hielt er sich zu vornehm. Er hatte es vielmehr stets so einzurichten gewußt, daß es den Anschein gewann, als habe er Etwas auszurichten, als träte er nur zufällig herein, und auch diesmal bot ihm die offne Stubenthüre dazu den Anlaß.

Ihr habt ja Thür und Fenster offen, Meister! rief er dem Arbeitenden zu, es zieht herüber bis in unsere Küche!

In solcher Hitze wird es ja nicht schaden drüben! wendete Redlich ein, und die Frau fügte aus der Kammer sprechend hinzu: Es ist ja hier nicht anders auszuhalten bei dem Plätten, und

draußen im Hause soll's nicht gemacht werden. Wenn man da im Sommer die Thüre nicht einmal mehr aufmachen darf —

Wer sagt das denn? fiel ihr Ludwig in das Wort, ich meine nur, Sie sollen sich in Acht nehmen. In der Hitze kriegt man am leichtesten Etwas weg.

Unser Eins nicht! sagte Frau Redlich.

Mensch ist Mensch! entgegnete der Diener bedächtig, und wenn man nachher so daliegt — —

Geht's drüben so schlecht? fragte der Meister.

Ich glaub's nicht, daß sie aufkommt! antwortete der Diener, es ist Etwas in ihrem Gesichte, das nicht mehr nach Leben aussieht. Aber wie lange sie sich noch so hinquälen kann, das mag Gott im Himmel wissen.

Verdient hat sie's nicht, daß sie soviel aushalten muß! Wenn sie stirbt, wird Mancher es zu empfinden haben! seufzte der Meister und sah nachdenklich von der Arbeit auf.

Gewiß! gewiß! bekräftigte der Andre, aber so wie's jetzt geht, halten wir's Alle nicht lange aus. Ich bin doch in meinen allerbesten Jahren und keiner von den Schwachen, und ich fühle es dennoch in allen Gliedern. Rechte Ruhe hat man nicht Tag nicht Nacht. Immer denkt man, nun klingelt's, nun rufen sie, und dabei liegt's auf Einem mit 'ner stillen Angst. Es ist eine schlechte Geschichte, zuzusehen, wie's langsam zu Ende geht mit einem Menschen. Daß die Marie es noch so durchhält, das ist mir ein reines Wunder!

Frau Redlich hatte eben ein Eisen abgeplättet, nun blieb sie auf dem Wege, ein anderes zu holen, stehen. Ja! sagte sie, sie sieht zum Erbarmen aus, keinen Blutstropfen im Gesichte, und fast nur die Haut über den Knochen.

Ludwig war schon lange eingetreten. Jetzt, da er die Mutter auf dem Punkte hatte, wo er sie haben wollte, setzte er sich nieder. Man erholt sich hier ordentlich! sagte er. Ich weiß nicht, wie

es zugeht, wir lüften drüben doch unser Theil, aber es ist als röche es nach Medizin bis in den letzten Winkel des Hauses. Hier ist's viel frischer!

Wo so viel Menschen wohnen und schlafen! wendete die Meisterinn ein, und wollte sich eben des Breiteren im eignen Lob ihrer sorgfältigen Reinlichkeit ergehen, indeß daran war es dem Gaste durchaus nicht gelegen, und ihr schnell in das Wort fallend, sprach er: Was ich sagen wollte, die Marie vergrämt sich, daß man's nicht ansehen kann! —

Vergrämt sich? fragte der Meister, der niemals von selbst bemerkte, was in seinem Hause vorging, und dem's die Mutter auch nicht sagte, wenn's ihr nicht paßte in ihren Kram. Vergrämt sich? was hat die sich zu grämen? daß ihr die Herrschaft stirbt, das glaubt sie ja bis diese Stunde gar nicht.

Nein! das ist ja auch im Leben wie es kommt! das wird Keinem erspart, und die Kommerzien-

räthinn, das muß man sagen, hat's gut gehabt von Jugend an in dieser Welt. Gut zu den Menschen ist sie freilich auch gewesen, das kann ihr Niemand nehmen. Aber, was ich sagen wollte, so Tag und Nacht auf den Füßen zu sein, wie die Marie, und dabei die Gedanken, die sie sich macht, daß es doch — —

Die Meisterinn gab ihm ein Zeichen, er beachtete es nicht. Daß es doch, fuhr er fort, schlimm ist vor den Leuten — —

Sie winkte ihm lebhafter, sie wußte also, was er meinte; sie dachte also auch dasselbe. Er konnte jetzt schweigen, um nachher ausführlicher davon mit ihr zu reden. Dem Meister fiel es auf, daß Ludwig so plötzlich abbrach. Was ist schlimm? fragte er.

Daß sie nachher am Ende ihren Dienst verliert! antwortete ihm schnell seine Frau.

Sie bleibt ja doch gewiß beim Fräulein! und der Herr Kersten meinte auch vor den Leuten! —

wendete der Vater ein, denn er hatte eine unbestimmte Ahnung, daß sie ihm nicht das Rechte sagten. Was soll ihr vor den Leuten denn passiren? —

Na! freilich, vor den Leuten! rief die Mutter, meinst Du, es soll ihr lieb sein, daß es noch immer mit dem Karl nicht so weit ist, daß sie nachher hier noch am Ende warten soll? —

Ihr sagt ja Alle, es sei nicht seine Schuld! Da muß sie sich drin finden, denn das, was ihr der liebe Herrgott schickt —

Das wird das Beste für sie sein! fiel ihm die Mutter ungeduldig in die Rede. Du siehst's ja auch, sie wartet ja!

Aber wenn sie so abfällt, und wahr ist's, abgefallen ist sie! sagte der Meister, dem jetzt zum erstenmale der Gedanke kam, daß seine Lieblingstochter Kummer habe.

Warten macht nicht fett! rief die Mutter, jede Braut wird mager! — Damit ging sie aus

dem Zimmer nach der Küche, um das Gespräch so schnell als möglich abzubrechen. Der Meister, der es gewohnt war, die kurzen Aussprüche seiner Frau ein für allemal als unwiderleglich gelten zu lassen, gab sich äußerlich zur Ruhe, obschon die Sache ihm auf's Herz gefallen war, und bald darauf entfernte sich auch Ludwig, und machte die Thüre nach dem Hause, die er offen gefunden hatte, ohne Weiteres zu.

Als er auf den Flur trat, kam die Meisterinn an ihn heran. Herr Kersten, sagte sie, nehmen Sie's nicht übel, aber das wär' auch nicht nöthig gewesen, ganz und gar nicht.

Ludwig machte ein verwundertes Gesicht und sagte mit erheuchelter Befremdung: Was habe ich denn gesagt? Es war ja nur die Rede von der Kommerzienräthinn; und daß die sterben wird, das weiß ein Jeder, der es wissen will.

Das ist auch das Wenigste! fuhr die Meisterinn eifrig fort, nur von wegen der Marie —

Es ist aber wahr! unterbrach der Diener sie, die thut sich Überlast, und unser Einer hat doch auf der Welt nicht viel weiter, als sich selbst und sein Bischen eigene Gesundheit.

Die Meisterinn wurde verdrießlich. So klug Ludwig war, sie war eben so klug, wie sie meinte, und es ärgerte sie, daß er nur glauben konnte sie zu täuschen. Wahr! wahr! wiederholte sie, die Wahrheit ist aber nicht Jedermanns Sache, und mein Mann —

Nun, fiel ihr der Diener wieder in das Wort, wie die Marie verkommt, das muß er denn doch sehen, so gut wie jeder Andre.

Hat er's denn gesehen? fragte die Mutter, und fing an Brod zum Abendessen zu schneiden, und mit Pflaumenmus zu bestreichen, um über der Unterhaltung die Zeit nicht müssig hingehen zu lassen. Hat er's denn gesehen? Und wenn er's doch zuletzt gewahr worden wäre; woher es kommt, das wäre ihm nicht eingefallen. — Sie schnitt im

Ärger so eifrig in das Brod hinein, daß sie plötzlich inne hielt, die Zahl der Stücke nachzuzählen. Den Augenblick benutzte Ludwig, und aus seinem vorsichtigen Hinterhalte mit rücksichtsloser Schnelle heraustretend, fragte er: Also 's ist richtig, er läßt sie sitzen?

Die Meisterinn stutzte, sie legte das Brod aus der Hand. Wer sagt das? rief sie, wer kann das sagen?

Sie haben's eben selber ja gesagt, und die Marie —

Hat sie was davon geredet? fiel die Mutter ihm in's Wort.

Mit mir keine Sylbe! entgegnete der Diener.

Das ist so ihre Art! sprach die Meisterinn, so war sie von Kindesbeinen an. Es ist Nichts aus ihr herauszubringen. Fast — die Meisterinn stockte in ihrer Rede. — Es hatte ja kein Mensch eine Ahnung davon, fuhr sie fort, daß sie sich so an den Karl gehängt hatte! Und wie sie nun

Brautleute waren; meinen Sie, daß sie Etwas gesagt hätte, wie es stände zwischen ihnen, und wie es wäre, was doch jede Mutter wissen will. Die ersten Paar Wochen, als wir dachten, es könnte gleich sein mit der Heirath, da ließ sie sich zuweilen noch aus über ihre Einrichtung, über die Wäsche und die Sachen. Nachher, wie der erste Brief kam, in dem es hieß, daß sie noch warten müßten, da hat kein Mensch mehr eine Zeile von den Briefen zu hören bekommen, außer drüben dem Fräulein. Die Briefe wären nicht für uns, sagte sie, — als wenn man nicht so gut seinen Verstand hätte wie ein Andrer. Aber so lieb ich den Karl habe, und ich habe ihn lieb gehabt, wie mein eigen Fleisch und Blut, wie er damit kam, daß sie erst Französisch lernen müßte, als sollte sie eine Französische Mamsell und nicht seine Frau werden, da hatte ich meinen Schrecken weg. Was braucht denn eine ordentliche Frau Französisch zu lernen, was macht sich denn ein

solider Mensch daraus? Das war ja Firlefanz und bloßer Aufenthalt, und ich sagte es ihr auch, und es war ihr auch nicht recht, aber das Fräulein meinte, er könnte und müßte darauf bestehen — und — —

Ludwig hatte sie wollen ausreden lassen, indeß er hatte nicht bedacht, wie lange die Sorge um der Tochter Heirath der Frau das Herz bedrückt, und daß nun Alles gewaltsam hervorströmen wollte, was sie seit alle der Zeit in sich verschlossen hatte. Er sah sich also genöthigt, sie zu unterbrechen, wollte er vorwärts mit ihr kommen. Es sind nun an die vier Wochen, sagte er, daß er ihr nicht geschrieben hat, ich sehe ja die Briefe alle, die in's Haus kommen, und es vergehen nicht acht Tage, ohne daß sie ihm einen Brief schickt. Vor drei Wochen hat unser junger Herr ihm auch geschrieben —

Der junge Herr? fragte Frau Redlich mit

ungläubigem Erstaunen, aber Ludwig achtete nicht darauf.

Danach hat der Berger denn gleich geantwortet, fuhr er fort, und es hat etwas Besonderes mit der ganzen Sache auf sich gehabt, denn den Brief nach Paris, der Morgens auf seinem Tische lag, den trug der Herr damals selber auf die Post, und ein Paar Tage später sagte er mir: wenn für mich Briefe kommen von Paris, so bringen Sie mir diese gleich direkt herauf. Das kenne ich aber, wenn er das sagt, das heißt Nichts anderes, als: lasse sie vor Niemand sehen. Sie haben so ihre besondere Sprache, die man verstehen lernen muß, Jeder seine eigne.

Frau Redlich war ganz still geworden. »Wenn ich das erleben sollte!« — rief sie endlich und brach eben so plötzlich ab.

Was denn? fragte Ludwig, als wisse er nicht was sie meine.

Ich weiß nicht, was sie thäte —

Wer denn?

Sie überlebt es nicht! sagte die Meisterinn wieder, gleichsam zu sich selber sprechend — und nun noch erst mein Mann!

Nun der wird sich doch nicht auch das Leben nehmen, wenn Nichts aus der Heirath wird? meinte der Diener mit lächelndem Zweifel.

Herr Kersten! Sie kennen ihn nicht! hob die Frau plötzlich lebhafter an. So still er dasitzen kann und so zufrieden, wo er zu klagen hätte und zu sorgen wie jeder Andere; so viel er sich auch gefallen läßt, und sagt, der Niedere und der Arme müßte sich ducken, so giebt's doch einen Punkt, in dem er keinen Spaß und Nichts versteht. Wenn man ihm oder den Kindern was nachreden könnte, wenn Eins von den Kindern sich etwas zu Schulden kommen ließe, oder wenn der Marie der Schimpf angethan würde, daß der Karl sie sitzen ließe, es — sie hielt inne, seufzte und sagte dann kopfschüttelnd — wahrhaftig Gott! es würde nicht

gut! — Und ich habe den Menschen lieb gehabt, die Marie hatte ihn gar nicht lieber.

Sie hatte ihr Bügeleisen und das Feuer vergessen, die Thränen kamen ihr in die Augen, indeß sie hatte im Leben zu viel durchgemacht, um sich einer solchen Rührung nicht zu schämen. Mit dem Schürzenzipfel fuhr sie sich schnell über das Gesicht, und in gefaßterem Tone fügte sie hinzu: Kleine Kinder kleine Sorge, große Kinder große Sorge! zur Ruh kommt eine Mutter niemals.

Ludwig hatte ihr Zeit gelassen ihre Gedanken und Gefühle zu entwickeln, und jetzt erst, wie zum Troste sagte er: Es ist auch nicht Alles so schlimm wie es zuerst erscheint. Nimmt der Berger sie nicht, und da sie älter als er ist und recht herunter, so kann man's dem jungen Menschen, obenein da er in Paris so weit weg von ihr ist, auch am Ende nicht so sehr verdenken. Jugend hat keine Tugend! sie war immer nicht recht für ihn, sie war im Grunde, weil sie eben so still und für sich

selbst ist, immer eher für einen Mann im gesetzten Alter. Gut wär's mit dem Jungen nie gegangen. Der hätte wohl bald etwas Junges daneben gehabt, und wer weiß ob sie nicht besser ankommt mit einem Andern.

Mit einem Andern? fragte die Mutter, es ist ja gar kein Anderer da.

Ich meine auch nur, wenn sich Einer fände! erklärte Ludwig, und fing an sich mehr und mehr in die Brust zu werfen. Sehen Sie, sagte er, und zupfte die Vatermörder in die Höhe, wenn sich für die Marie hier am Orte ein Mann träfe, ein Mann in meinen Jahren, recht in seinen guten Jahren, der schon solid geworden ist, so ein Mann mit dem sie hier am Orte in einem netten Hause ein ruhiges Auskommen hätte, und Ansehn unter den Leuten. Ein Mann, bei dem Sie und der Vater Sonntags zum Kaffee hinkommen könnten; und die Kinder, ich meine die Geschwister, hätten auch einen Halt an ihm, wenn Sie und der Mei-

ster einmal die Augen zuthäten; das wäre denn doch ganz etwas Anderes, als auf Gerathewohl mit einem Menschen, der noch Nichts ist und noch Nichts hat in die Fremde zu gehen. Mir hat die Heirath mit dem Berger nie gefallen. Ich habe mich gewundert, daß die Marie nicht mehr auf sich gehalten, daß sie so mir Nichts Dir Nichts von Vater und Mutter wegziehen wollte — —

Er unterbrach sich, denn er sah an den Mienen der Mutter, wie Alles in ihr schwankte, und was in ihrem Herzen vorging. Das nette Haus, der Sonntagskaffee, die Möglichkeit ihre Tochter in ihrer Nähe zu haben und eine Stütze an ihr zu gewinnen, das Alles übte einen verlockenden Zauber auf sie aus, und der Gedanke, daß ihrer Tochter, ihrem Manne Kummer erspart werden könne, daß sie dem Karl, der ihr schon so viel schlaflose Nächte gemacht, beweisen könne, die Marie brauche nicht auf ihn zu warten, der war ihr vollends ein gar zu großer Reiz.

Ja! sagte sie, ich habe wohl schon manchmal darüber nachgesonnen, daß wir von ihr Nichts haben werden, wenn sie fortgeht, und sie ist uns doch sauer genug geworden wie die Kinder Alle, aber es hat sich ja hier Nichts für sie finden wollen.

Was nicht ist, kann werden! fiel ihr Ludwig in das Wort, und plötzlich aus dem Ernste der Unterredung zum Scherze übergehend, sagte er: es ist ja noch nicht aller Tage Abend! und wenn bei uns der Dienst einmal anders wird oder gar aufhört — er vermied es auszusprechen, auf welche Weise das geschehen könne — wenn bei uns der Dienst einmal aufhört, na! so bin ich ja auch in den besten Jahren, und ich denke auch gut zu leiden, und — just verschworen hab' ich's auch nicht! —

Damit wendete er sich ab, ging aus der Küche hinaus, und ließ Frau Redlich in einer Aufregung, in einem Erstaunen zurück, daß sie dastand wie

ein junges Mädchen, dem man hinter der Eltern Rücken eine Liebeserklärung gemacht hat.

Sie wußte nicht, wie ihr eigentlich zu Muthe war, sie wußte auch nicht, wie Alles gekommen, obschon ihr die Thatsachen vollständig gegenwärtig waren, aber eine Botschaft vom Könige hätte sie nicht mehr überrascht, als Ludwig's Worte. Hätte ihr junger Herr sich in Marie verliebt und sie zur Frau gefordert, das wäre der Mutter eigentlich lange nicht so merkwürdig erschienen. Es hatte sich ja schon öfter zugetragen, daß reiche junge Männer eine arme Kammerjungfer geheirathet hatten, aber daß Ludwig, der Diener der Kommerzienräthinn, die erste Person im Hause, daran dachte die Marie zu nehmen, das machte ihr den wunderbarsten Eindruck; denn wie alle ungebildeten Menschen überschätzte oder unterschätzte sie die Personen und Dinge, welche ihr die nächsten waren. Ludwig, der die Miethen einzog, die Hauspolizei handhabte auf dem ganzen Grundstücke,

von dessen gutem Willen sie sich mehr oder weniger abhängig befand, war für Frau Redlich mit einem Glorienschein der Bedeutung und Vornehmheit umgeben, vor dem die Erinnerung an ihren einstigen Liebling, an den entfernten Karl urplötzlich erblaßte. Daß Ludwig Marien's Vater sein konnte, daß sie einen andern liebte, kam in diesem Augenblicke bei der Mutter nicht in Betrachtung. Sie war ganz hingenommen von der Ehre, welche Ludwig ihnen anzuthun geneigt war. Förmlich berauscht davon, eilte sie in das Zimmer, sie mußte es ihrem Manne erzählen. Aber als sie die Thüre aufmachte, als sie ihm sagen wollte: Redlich! denke Dir, der Kersten will die Marie haben! da fiel es ihr erst auf das Herz, daß Ludwig dies nicht gesagt, daß Marie verlobt sei, daß der Vater noch gar Nichts ahne von dem gefürchteten Bruche ihres Verlöbnisses, und still und kleinlaut ging sie in die Kammer an das Plättbrett, die begonnene Arbeit fortzusetzen.

Indeß mit all' seiner Vernunft kommt man oft nicht gegen seine Phantasie auf. Frau Redlich war trotz ihrer zwei und funfzig Jahre immer noch Feuer und Flamme im Guten, wie im Bösen. Immer voll von Hoffnungen, immer mit dem Geiste in der Zukunft, wenn ihr in der Gegenwart Etwas nicht nach ihrem Sinne ging, und darum meist immer guten Muthes. Noch hatte sie nicht zwei Schürzen gebügelt, als sie schon deutlich vor Augen sah, wie sie Sonntags den braunen Camlotrock, die Haube mit dem weißen Bande und das gute schwarze Tuch anlegte, um die Tochter in dem netten Hause zum Kaffee zu besuchen. Sie selbst wusch die Gardinen für Marie zur Taufe, und kochte und half, damit Alles einen Schick hatte, und so wie Ludwig im Stande war, konnte er bei einer Taufe auch Etwas d'rauf gehen lassen. Alle Tage tauft man nicht, wenn schon bisweilen alle Jahre! dachte sie, und mußte selbst darüber lachen, denn sie hatte viele Kinder gehabt,

die Marie konnte also darauf nur eben so gut gefaßt sein.

Nie im Leben war die Mutter so heiter gewesen wie in dieser Stunde, nie zuvor hatte ihr der Gedanke an der Tochter Zukunft so viel Freude gemacht als jetzt, wo sie sich ein Bild von derselben entwerfen konnte. Im Grunde war ihr Alles zuwider, was sie sich nicht vorzustellen vermochte, und die Heirath nach Paris war ihr eigentlich nach der ersten Freude stets eine unbehagliche Sache gewesen. Sie begriff es jetzt gar nicht, wie sie der Tochter nicht immer davon abgerathen, wie sie es nicht immer gemerkt, daß der Ludwig sein Auge auf die Marie geworfen habe. Sie wäre gern jetzt gleich zur Tochter gegangen, sie auszuhören, indeß grade als sie auf den Flur trat, kam Ludwig zur gegenüberliegenden Thüre heraus. Er hatte den Rock nur erst halb auf den Achseln, den Hut noch in der Hand, und eilte, während er sich anzog, schon die Treppe hinunter.

Wo denn hin? fragte die Meisterinn. Er gab ihr keine Antwort. Nach der Unterredung, welche sie eben gehabt hatten, mußte ihr das doppelt auffallen. Neugierig bog sie sich zum Fenster hinaus. Sie sah, daß er in den Stall ging, dann kam er zurück und eilte über den Hof mit solcher Hast, daß man hätte sagen können, er stürze fort, wäre das nicht unter seiner Würde gewesen. Wenn er sich nur nicht Schaden thut! dachte sie, und spürte eine Sorgfalt für seine Gesundheit, die sie nie zuvor empfunden hatte.

Gleich darauf hörte sie, daß der Kutscher anspannte. Er war auch schneller dabei, als es sonst seine Art war. Es dauerte keine fünf Minuten ehe er fertig war und fortfuhr. »Drüben muß Etwas vorgefallen sein! bemerkte die Meisterinn, und ging nach der Küche Erkundigungen einzuziehen. Die Küche war zu, auf ihr Klopfen öffnete Niemand, und eben wollte sie sich von unbestimmter Angst gepeinigt, zurück in ihre Woh-

nung begeben, als Hanne von der Arbeit heimkehrend die Treppe in die Höhe stieg.

Wie ist's denn? sprach sie leise. Die Mutter sah sie fragend an. Habt Ihr's denn nicht gehört? fuhr das Mädchen fort, es ist ja drüben mit einem Male so schlecht geworden. Die Sophie sagt, der Ludwig sei zum Doktor gelaufen, und der Wagen in den Thiergarten gefahren, die jungen Herrschaften zu holen, die bei der Tante sind.

Mein Gott! rief die Mutter, und lief in den Hof und dann die Vordertreppe hinauf, um zu versuchen, ob sie nicht von der Seite in das Haus gelangen könne. Sie wollte helfen, sie wußte nicht wobei und wie, aber sie hatte die Empfindung, eine erfahrne Frau wie sie, sei immer am Platze, wo es Noth gäbe.

Zehntes Kapitel.

Hanne ging in die Wohnung ihrer Eltern. Der Meister hatte, weil es schon dämmerig war, die Arbeit fortgelegt. Er stand am Fenster und pflückte die gelben Blätter von der Kresse ab. Hanne sagte ihm guten Abend, und begann wie alltäglich ihre Sachen fortzuräumen. Sie schüttelte ihr Tuch vom Staube rein, legte es zusammen, verschloß es in der Komode, bedeckte den Strohhut mit einem Stück vergilbter Gaze, aber es war ihr dabei so beklommen, als thäte sie es zum letztenmale, als müsse sie selbst sterben; denn ihrer frischen Jugend war der Gedanke an den Tod noch so fremd, daß er sie verwirrte und lähmte.

Sie wußte sonst immer allerlei zu erzählen

aus den Häusern, in denen sie gearbeitet hatte, und sie erzählte es meist mit so guter Laune, daß der Vater seinen Spaß daran hatte; heute jedoch setzte sie sich in die Fensterecke, in der die Mutter sonst zu sitzen pflegte, und sah schweigend zu, wie der Vater die Blätter abpflückte und in den Hof hinabwarf. Die Schwarzdrossel sprang noch dann und wann einmal von dem untern Stängchen auf das obere, hob die Flügel noch ab und zu einmal schläfrig auf und breitete sie weit aus, als wolle sie sich ihre Decken zurecht machen für die Nacht, dann setzte sie sich auf ihren gewohnten Sitz, oben auf der Mittelstange, zog die Flügel von einander, neigte den kleinen Kopf mit den großen, blanken Augen, über denen schon langsam die weißen Lieder herabsanken, blinzelte, schüttelte sich noch einmal, endlich schlug sie die Flügel über ihren kleinen Kopf zusammen, und gleich darauf schlief sie ein mit dem untergehenden Tage.

So lange er noch an den Blumen eine Ver-

richtung, und an der einschlafenden Drossel einen Zeitvertreib gehabt hatte, war der Meister still gewesen. Nun es ganz dunkel geworden war, und er sich seine kleine Pfeife gestopft hatte, sagte er: Hanne, Du sprichst ja gar nicht.

Was soll man denn auch dazu sagen! entgegnete sie in der Voraussetzung, der Vater wisse von dem schlimmen Zustande der Hausfrau; aber er erfuhr ihn erst durch sie. Er seufzte und schüttelte den Kopf. Es that ihm in der Seele wehe, er hatte so viel Gutes von der Frau gehabt, er dachte an alle die Male, wo sie ihnen zu Hülfe gekommen war mit Rath und That.

Während dessen ging der Mond hinter dem Hause in die Höhe, daß die gegenüberliegende Wand ganz hell wurde, und die Fenster von den Stuben der Kommerzienräthinn und der Kammerjungfer, die nebeneinander lagen, in bläulichem Lichte schimmerten.

Sophie und der kleine Bruder kamen vom

Hofe herauf, der Knabe war schläfrig, der Meister nicht in der Stimmung sich mit ihm wie an anderen Abenden zu schaffen zu machen. Sophie brachte den Bruder zu Bett und legte sich ebenfalls nieder. Unten im Hofe fuhr der Wagen in die Remise, sie hörten wie der Kutscher abspannte, dann wurde es still. Die Mutter kam immer noch nicht zurück, Hanne und der Meister warteten auf sie, aber Jeder saß schweigend auf seinem Platze. Draußen pfiff der Nachtwächter, das Hofthor wurde zugeschlossen, ab und zu ging noch einer der Hausbewohner an den Brunnen, Wasser in's Haus zu holen für die Nacht. Endlich hörte auch das auf.

So wurde es allmählich eilf Uhr, und immer noch saßen die Beiden im Dunkeln, und nur hie und da sprach Einer ein Wort, wenn drüben hinter den Vorhängen Licht in einem andern Zimmer sichtbar wurde.

Man denkt immer, man sollte es sehen kön-

nen! sagte Hanne mit einem Male, und ihre Augen hingen an den schwach erhellten Fenstern.

Sehen? was denn sehen? fragte der Vater.

Wenn der Tod so in ein Haus kommt! antwortete Hanne und schauderte, denn in demselben Augenblicke schien es ihr, als recke sich drüben dicht unter dem Fenster der Kommerzienräthinn ein langer Arm unsicher tastend empor, und neige sich schwankend bis nach Mariens Stube. Es geschah zugleich ein Fall, und aufspringend schrie das Mädchen: Herr Jesus! Vater! Vater!

Den Meister hatte bei der Stille das plötzliche Geräusch ebenfalls erschreckt, mehr aber noch der Schrei der Tochter. Was fehlt Dir? fragte er, und sprang ebenfalls in die Höhe.

Drüben! drüben! der lange Todtenarm! drüben! — Das war Alles, was sie in Thränen ausbrechend, hervorzubringen vermochte.

Bist Du toll? rief der Meister, es war der Schatten von der Trockenstange oben auf dem

Balkon, die umgefallen ist. Sie war schon alle die Tage nicht mehr fest im Bande.

Nein! nein! schluchzte Hanne. Ich hab's ja gesehen. Erst langte es drüben bei der Kommerzienräthinn in das Fenster, dann stieg's bei der Marie hinein. Die Marie wird sterben, die Kommerzienräthinn holt sie nach!

Unsinn! sagte der Vater, und doch lief es ihm selber eiskalt über den Rücken, als er aufstand und nach dem Ofen ging das Feuerzeug vom Sims zu nehmen, um Licht anzuzünden. Wie ein Kind ging Hanne ihm nach, es war ihr unmöglich allein auf ihrem Platze zu bleiben. Aber selbst als das Licht brannte, als die Mutter endlich zurückkam, fing das junge Mädchen wieder von dem Gespenste zu erzählen an, das sie unwiderleglich gesehen zu haben meinte.

Die Mutter wurde ärgerlich. Das Herz war ihr ohnehin schwer von dem Leiden der Kranken, von der Angst der jungen Herrschaft, von dem Ein-

druck des ganzen Hauses. Hanne's Erzählung machte sie nur ungeduldiger, und zornig, gegen ihren Mann gewendet, sprach sie: Das hast Du nun davon, daß Du immer gesagt hast, recht wissen könne man's nicht, wie's mit den Geistern sei. Nun sieht das große Frauenzimmer Gespenster mit offnen Augen, als wäre es nicht bei Sinnen. Scheere Dich in's Bett, Hanne! sonst kommst Du Morgens nicht heraus, und verschlaf' die Narrenspossen!

Aber was macht die Kommerzienräthinn? fragte Hanne, ist sie schon todt?

Nein! es ist wieder besser geworden! entgegnete die Mutter, der Doktor sagt, es sei nur ein Anfall gewesen. Und nun mach' fort, und leg' Dich nieder.

Hanne leistete dem Befehle Folge. Als sie hinaus war und nach dem Boden gegangen, auf dem sie schlief, fragte der Meister: Lebt sie wirklich noch!

Ja freilich lebt sie! antwortete die Frau, und dann fügte sie hinzu: Du thust wahrhaftig Alter! als hätte die Hanne Dich angesteckt. Rede ihr nur so Etwas noch ein! das fehlt ihr noch!

Nun, daß ich nicht daran glaube, erwiederte der Meister, ich denke das weißt Du! — Aber so fest er diese Worte aussprach, er konnte doch nicht schlafen in dieser Nacht, weil die Marie so elend aussah, und weil man, wie er meinte, es im Grunde nicht wußte, was es eigentlich mit dem Nachholen auf sich habe. Es hatten viele Menschen gar zu wunderliche Beispiele davon erzählt.

Eilftes Kapitel.

Nach jenem Abende voll Aufregung trat wider alles Erwarten eine Besserung in dem Befinden der Kranken ein, indeß war dieselbe von keiner langen Dauer. Mit dem Herbste ging das Leben der Kommerzienräthinn langsam zu Ende, der erste Schnee fiel schon auf ihr Grab, und am Weihnachtstage hing Lora als Festgeschenk die ersten grünen Kränze auf das Denkmal, welches man ein paar Tage zuvor über dem Grabe der Geschiedenen errichtet hatte.

Da im Hause Alles sich auf die Wünsche der Mutter bezogen, da beide Geschwister nur für sie gelebt hatten, empfanden Beide die Lücke um so tiefer, welche der Tod der Kommerzienräthinn verursachte. Paul und Lora sahen jetzt plötzlich

ein, daß sie gänzlich unbeschäftigt waren, aber Keiner gestand dem Andern, wie müssig er sich fühle. Paul las und studierte noch mehr als früher, betheiligte sich wie immer an den Kunstvereinen und Wohlthätigkeitsanstalten, deren Mitglied er war, indeß dies Alles konnte für einen Mann in seinem Alter keine ausfüllende Thätigkeit abgeben, und wenn er Lora in dem weiten Hause so einsam schalten sah, machte auch das ihm einen traurigen Eindruck. Es war als sehnten die leeren Zimmer sich nach Menschen, als stampften die Pferde im Stalle vor Ungeduld, daß man sie nicht genug benutzte, und Ludwig sprach es eines Tages seinem jungen Herrn unumwunden aus, daß er und die andern Dienstboten ordentlich stumpf würden bei dem stillen Leben, das jetzt im Hause herrschte.

So unbeschäftigt aber Alle waren, hatte Lora die französischen Stunden mit ihrer Kammerjungfer, die der Mutter Krankheit unterbrochen,

nach dem Tode derselben doch nicht mehr aufgenommen. Marie erinnerte nicht daran, und Lora hielt sich überhaupt fern von ihr. Sie war jetzt fast immer in den Zimmern ihres Bruders, um nicht fortwährend die leere Stelle zu sehen, auf der die Mutter sonst gesessen hatte, und sei es, daß sie es müde geworden noch länger dieselben Gespräche mit Marie zu führen, oder daß die Ermahnungen ihres Bruders sie vorsichtig gemacht hatten, sie vermied es nach Mariens Bräutigam zu fragen, und seine Briefe zu lesen, wenn ihre Jungfer sie ihr zeigen wollte.

Während der letzten Lebenswochen der Kommerzienräthinn, als Marie grade gar keine Zeit zum Antworten gehabt, war aber Karl plötzlich mit seinem Schreiben wieder eifriger geworden. Mit dringender Lebhaftigkeit hatte er Nachrichten gefordert; dann, als er sie erhalten, hatte sein häufiges Schreiben nachgelassen, und gegen das Neujahr hin, hatte er so lange nicht von sich

Kunde gegeben, daß sich in seiner Braut, da er sich eine Zeit hindurch so theilnehmend gezeigt, nun allmählich der Gedanke ausbildete, er schweige nur, um ihr am Sylvesterabende, dem zweiten Jahrestage ihrer Verlobung, die Botschaft mitzutheilen, daß sie endlich an ihrem Ziele angelangt wären, und daß er kommen werde sie zu holen.

Indeß der Sylvestertag war vorüber und kein Brief eingetroffen. Paul und die Schwester saßen am Abende in wehmüthiger Stimmung in Lora's Arbeitsstübchen. Niemand hatte wie sonst zum Sylvester und Neujahrstage festliche Vorkehrungen zu machen. Paul blätterte in alten Familienpapieren, die Schwester schrieb an einem Tagebuche. Sie lebten noch in der Vergangenheit, es war ihnen als gehöre diese Zeit, dies Jahr noch ganz der Mutter, als sei es gegen die Pflicht der Kindesliebe, an dasjenige zu denken, was das neue Jahr ihnen werden und bringen könne.

Nicht weniger schwermüthig als ihre Herr-

schaft fühlte sich Marie. Sie war bei den Eltern gewesen, dem Vater seinen Sylvesterabend nicht durch ihre Abwesenheit zu verderben. Man hatte wieder Karpfen gegessen und wieder Glück gegriffen, indeß Allen hatte doch der Tod der Kommerzienräthinn mehr oder weniger im Sinne gelegen, und von der Freude, die vor zwei Jahren in der engen Wohnung geherrscht, war heute kaum noch ein schwacher Abglanz zu finden, so gut die Karpfen auch schmeckten, so hell die Lampe auch brannte. Selbst Ludwig, der sich eingefunden, war nicht in seiner rechten behaglichen Verfassung.

Marie saß da ohne zu sprechen, und strickte still. Die Schwestern wußten so gut wie die Andern, was ihr fehlte, aber Hanne wollte Marien nicht daran denken lassen, weil es Allen den Abend nur verstörte, wenn die Älteste so traurig da saß, und plötzlich, wie es ihre Art war, rief sie: Marie! ich glaube wahrhaftig Du bist nur

so niedergeschlagen, weil Du den Todtenkopf dreimal gegriffen hast.

Marie zuckte die Schultern. Ist den Sterben so was Schreckliches? fragte sie. Seit ich unsre Frau so still habe einschlafen sehen, fürchte ich mich nicht mehr davor.

So! rief Hanne, aber wenn Du's erlebt hättest wie ich —

Erlebt, sagte Ludwig, bist Du denn schon einmal gestorben? Du siehst nicht danach aus mit Deinen dicken rothen Backen.

Ach, gestorben! wiederholte Hanne ärgerlich, die es nicht leiden konnte, daß Ludwig sie trotz ihrer siebenzehn Jahre immer noch Du nannte und von oben herunter wie ein halbes Kind behandelte, gestorben bin ich nicht. Ich hatte die ganze Geschichte auch beinahe vergessen. Sie fiel mir erst wieder ein, als die Marie heute alle dreimal den Todtenkopf bekam.

Was für eine Geschichte? fragte Marie,

während die Mutter abwehrend meinte, Hanne solle doch den Unsinn nicht noch einmal wieder auf's Tapet bringen.

Unsinn? Der Vater hat's ja auch gesehen! rief Hanne, offenbar entschlossen sich ihre Erzählung nicht nehmen zu lassen, und ehe noch die Schwester, neugierig und gespannt durch das Abmahnen der Mutter, fragen konnte, wovon die Rede sei, sagte Hanne: Da nun die Kommerzienräthinn schon so lange todt ist, so glaube ich ja selbst nicht mehr daran; aber ausreden lasse ich mir's nicht, daß der Vater und ich es mit unsern leiblichen Augen gesehen haben, wie der Tod erst bei der Kommerzienräthinn hineinstieg und dann bei der Marie. Und daß wir damals geglaubt haben, er würde sie nachholen, das war doch ganz natürlich!

Marie wurde leichenblaß. Sie sah den Vater an; der hatte auch die Farbe verloren, so wenig er überhaupt davon besaß.

Na! da haben wir's! rief die Mutter, lassen sich der Vater und das alte Frauenzimmer richtig von dem Grünschnabel wieder den alten Brei auftischen! Aber sie kann den Mund nicht halten, und je dummer die Geschichte ist, um so lieber muß sie damit heraus!

Indeß ihr Schelten verwischte den Eindruck nicht, den die Erzählung der Schwester auf Marie gemacht hatte, und Ludwigs Bemühung das Ganze in einen Scherz zu verwandeln, schlug auch nicht an. Sie fragte, wann das gewesen wäre, mit dem Tod vor ihrem Fenster. Der Vater gab ihr Bescheid und sprach des Weitern von der Trockenstange, die umgefallen wäre. Sie hörte es mit stillem Lächeln zu, strickte noch eine Weile fort, wickelte dann ihren Strumpf zusammen und ging hinaus.

Drüben in ihrer Stube zündete sie das Licht an, dann setzte sie sich nieder und weinte bitterlich über ihr Leben und über ihren Tod.

In dem Augenblicke klopfte es. Sie fuhr empor und lief an das Fenster. Es war Nichts zu sehen. Der Kopf ging ihr in die Runde vor Schrecken. Da klopfte es wieder, und der Athem stockte ihr in der Brust, daß sie sich an dem Stuhle halten mußte, denn daß es nun zum drittenmale klopfen werde, daß dies Klopfen in der Sylvesternacht ein Zeichen ihres Todes sei, das war ihr gewiß, und mit pochendem Herzen, in qualvoller Spannung, Auge und Ohr nach dem Fenster gerichtet, stand sie da, als sie plötzlich die Worte vernahm: sind Sie noch auf, Marie?

Sie schwankte nach der Thüre, sie öffnete, es war Ludwig! Fast ohnmächtig setzte sie sich auf den Stuhl, der ihr zunächst war.

Ludwig wußte nicht, was er von dem Zustande des Mädchens denken sollte. Was ist Ihnen? fragte er.

Sie raffte sich auf. Nichts! Nichts! sagte

sie, und tief Athem schöpfend fügte sie hinzu: Gott Lob! daß Sie es sind!

Aber wie sehen Sie aus? rief Ludwig. Wie kommen Sie mir denn vor? Sie zittern ja am ganzen Leibe? Wer soll's denn sein als ich?

Sie antwortete nicht und machte nur mit den Händen eine abwehrende Bewegung; dann lief ein Schauer durch ihre Glieder, und mit unsicherer Stimme sagte sie: ich glaubte, es klopfte an das Fenster!

Ludwig schüttelte den Kopf. Die verfluchte Liebschaft macht Sie noch verrückt! brummte er zwischen die Zähne, während er die Lampe in die Höhe schrob und nachsah, ob sie Öl und Docht genug habe; denn eine matt brennende Lampe konnte er einmal nicht leiden, wenn's auch im Domestikenzimmer war, dazu war er viel zu ordentlich. Dann erst wendete er sich zu Marien.

Hören Sie, sagte er, es ist eigentlich jetzt nicht recht die Zeit dazu mit Ihnen zu reden,

indeß ich sah's Ihnen an, als Sie drüben weggingen, daß Sie hier sitzen würden und sich Gedanken machen, und einmal muß die Sache doch in's Klare kommen, also besser heut' wie morgen. — Schlagen Sie sich den Menschen aus dem Sinn!

Marie hob den Kopf in die Höhe und blickte ihn sprachlos an. Es ist Nichts mit dem Berger, das sehen Sie ja! fuhr er fort. Sie haben nun zwei volle Jahre auf ihn gewartet, wie lange wollen Sie denn hier sitzen bleiben? Er schreibt Ihnen nicht, er denkt gewiß nicht mehr an Sie. Lieber Gott! ich sagte es Ihnen gleich damals, es sind nun runde zwei Jahre her: Jugend hat keine Tugend! Und vollends in seinem Stande, da heißt es: andres Städtchen, andres Mädchen! — Sie hätten längst sollen ein Einsehen haben und der Sache ein Ende machen.

Er hielt inne, er erwartete eine Antwort, aber Marie saß regungslos da und starrte ihn an. Das verwirrte ihn. Er war gefaßt gewe-

sen auf Thränen, auf leidenschaftliche Klagen, er hatte schon manche Liebschaft zu Ende gehen sehen, und wußte wie verschieden die Frauenzimmer sich dabei betrugen, aber dies Hinstarren, dies Schweigen wurden ihm unheimlich.

Marie! sagte er ungeduldig, was ist das denn mit Ihnen, daß Sie nicht reden und nicht Antwort geben, wenn Einer zu Ihnen kommt und vernünftig mit Ihnen sprechen will? —

Verlassen! Verlassen! rief sie mit einem Male und schlug die Hände über dem Kopfe zusammen — und sich das sagen lassen müssen!

Verlassen! sprach er ihr nach — als ob davon die Welt gleich unterginge! Es sind schon Hunderttausende verlassen worden, Vornehm und Gering, und sind nicht gleich davon gestorben, und noch hat er's Ihnen ja auch nicht gesagt. Noch können Sie's ja hindern!

Hindern? fragte Marie aufhorchend, ich kann's hindern?

Es muß nicht dazu kommen! fiel er schnell ihr ein. Sie müssen's thun! Sie müssen ihn verlassen, dann hat's ein Ende mit guter Manier, Sie sind dann nicht verlassen; und nehmen Sie sich vollends einen Andern, so fällt der ganze Schimpf auf ihn.

Er sah ihr achtsam in die Augen, indeß er vermochte nicht zu ergründen, was in ihr vorging. Sie saß und dachte nach. Mit einem Male stand sie auf: Er soll's mir sagen, er selbst, Aug' in Auge, daß er mich nicht liebt, daß er mir untreu ist. Er soll's mir sagen, daß ich's höre mit meinen eignen Ohren, daß ihm Nichts gelegen ist an mir, an all' der treuen Liebe, mit der ich Tag und Nacht an ihm gehangen, dann — —

Sie brach plötzlich ab, denn ihre Stimme zitterte und sie fing wieder zu weinen an. Also dann werden Sie's doch glauben? fragte Ludwig, der mit größter Gelassenheit ihre Erschütterung beobachtete.

Dann mag aus mir werden, was Gott will! sagte sie, dann ist mir Alles einerlei!

Sie hatte sich wieder hingesetzt und weinte ihre Thränen stiller. Ludwig schwieg eine Weile, aber die letzte Äußerung hatte ihm doch Muth gemacht. »Dann mag aus mir werden, was Gott will! dann ist mir Alles einerlei!« das waren Wendungen, die er schon oft gehört hatte, Wendungen, die jeder Deutung Raum gaben, und er meinte, sie also auch auf seine Weise deuten und benutzen zu können.

Er zog die Uhr heraus, es war fast Mitternacht. Ja! sagte er, das Jahr ist nun auch bald wieder hin, und zwei so schöne Jahre haben Sie nun vertrauert, und weshalb? — Aber so einem jungen Menschen mit glatten Locken, dem wird geglaubt. Wer aber älter ist, und verständiger ist, dem glauben Sie nicht, so treu und ehrlich er es meint mit Ihnen. Hab' ich Sie nicht gewarnt von Anfang an?

Sie nickte seufzend mit dem Kopfe. Es kann ja aber doch nicht sein! ich glaub's und glaub' es nicht! rief sie und der Ton ihrer Stimme war so traurig, daß es selbst Ludwig zu Herzen ging. Sie that ihm leid, er faßte ihre Hand und sagte tröstend: Und wenn Sie's denn doch werden glauben müssen, verlassen sind Sie darum nicht Marie! Ich habe Sie gekannt, so lang Sie leben, ich hab' ein Herz für Sie, Marie!

Sie hatte sich erhoben und stand neben ihm. Er legte seine Hand auf ihre Schulter. Sehen Sie! fuhr er fort, weil ich Ihnen gut bin, darum eben kränkt es mich, daß Sie sich so vergrämen, daß er so handeln kann an Ihnen, da Sie's besser haben könnten. Und Sie verdienen's gut, Marie! Sie sind sehr gut! — Und so wahr ich vor Ihnen stehe, verlassen sollen Sie nicht sein, so lang ich lebe!

Der Arm, den er auf ihre Schulter gelegt, war hinabgeglitten zu ihrer Taille, er hatte sie

umfaßt und an sich gezogen, ein wirkliches Mitleid hatte ihn ergriffen, aber kaum daß er das Mädchen in seinen Armen fühlte, so brach die lang verhaltene Sehnsucht nach ihrem Besitze als Leidenschaft in ihm hervor, und er drückte Marie mit solcher Heftigkeit an seine Brust, er küßte sie so lebhaft, daß sie erschrocken ihn von sich stieß, und mit dem Ausruf: Sind Sie von Sinnen, Ludwig? von ihm zurücktrat.

Verwirrt standen sie sich gegenüber. Ludwig konnte jedoch nicht mehr zurück, alle Berechnung schwand vor seiner erwachten Leidenschaft. Marie! sagte er, es muß heraus, das ist Alles nicht von heute! Es sind Jahre her, daß ich mir sagte: die wird deine Frau oder keine Andre sonst. Ihre Mutter weiß es schon seit langer Zeit. Es ist mir hart angekommen, als ich das sehen mußte mit dem Berger, und sehen, daß Sie nicht abzubringen waren, daß Sie in Ihr Unglück rannten. Nun ist's da, das Unglück! Nun haben Sie es

durchgehalten lang genug! Hier im Hause wird's auch bald anders werden. Ich mein's gut mit Ihnen, wir kämen gut zusammen aus. Sagen Sie ja, Marie! und morgen schreibe ich dem Berger, morgen sind Sie nicht mehr verlassen von so einem Menschen, sondern sind meine Braut und Alles kommt mit einem Schlag in's Gleiche!

Sie hatte ihn reden lassen, sie fühlte, daß er's auf seine Weise gut und ehrlich meinte, aber es kam ihr so unerwartet, daß sie's kaum begriff. Nur der Schrecken, das Entsetzen waren ihr gegenwärtig, mit dem sie sich in den Armen eines andern Mannes befunden hatte, und mit beklommener Stimme sagte sie: Ich kann nicht! ich kann nicht, Ludwig! gehen Sie!

Ludwig zauderte, dann aber gab er mit plötzlich geändertem Entschlusse nach. Es war ihm jetzt auch nicht wohl auf dieser Stelle. Er schämte sich der Übereilung, daß selbst seine Rührung davor verschwand, und mit der ihm sonst eigenen

geschäftsmäßigen Ruhe sagte er: Sie können es ja überlegen! ich denke das war wohl nicht Ihr letztes Wort! Und somit gute Nacht Marie! Bessrer Rath kommt über Nacht! Überlegen Sie es sich noch einmal!

Zwölftes Kapitel.

Auf die meisten Menschen übt das hinscheidende Jahr mit seinen trüben, immer kürzer werdenden Tagen einen niederdrückenden Einfluß aus, obschon die Kerzen des Weihnachtsfestes freundlich darin winken; und wenn dann einmal nach dem langen Nebelwetter des Herbstes der Neujahrstag mit hellem Sonnenschein in trockner Luft über der Erde anbricht, so bedarf es keines besondern Glaubens an Vorbedeutungen, um sich dadurch erfrischt und neu belebt zu fühlen. Heller und milder aber, als in diesem Jahre, hatte wohl selten die Neujahrssonne herabgeschienen über die Residenz. Die Neujahrsgratulanten eilten ordentlich heiter durch die Straßen, Kinder und Frauen trugen zum erstenmale mit sichtlichem Behagen die neuen

Winterkleider bei dem Kirchgang, und auch Ludwig und der Kutscher, und die Pferde und der Wagen sahen blitz und blank aus, als der Erstere die Treppe hinaufstieg in das Haus, und der Kutscher mit der jungen Herrschaft früh um neun Uhr zum Portale hinausfuhr. Wer den eleganten Wagen betrachtete, oder die blühenden Kränze, die man hineingelegt, hätte an Nichts als Freude denken mögen, und doch waren die beiden schönen jungen Menschen in dem Wagen nachdenkend und schweigsam, und ihr Weg ein ernster.

Der Kommerzienrath hatte einst seiner Frau als Bräutigam ein Veilchenbouquet zum Neujahrstage gegeben, und diese Sitte auch als Ehemann beibehalten bis zu seinem Tode, nach welchem Paul der Mutter immer den frischen Strauß als Liebes- und Erinnerungsgabe dargebracht. Die Veilchen waren dadurch zu einem Symbole der Liebe geworden in der Familie, und früh am Morgen hatten sich die Geschwister auf den Kirch-

hof begeben, damit wenigstens den Gräbern ihrer theuern Todten der Veilchenstrauß am Neujahrstage nicht fehle.

Es lag nur wenig Schnee auf der Erde, nur ein Reif umhing die Äste der Bäume mit seinen leichten Flocken, als Paul und Lora durch die kleine Pforte des Kirchhofes schritten, auf dem die Eltern ruhten. Rechts und links vom Wege hoben sich die Kreuze und Denksteine über den kleinen, stillen Hügeln hervor; hier deckte Immergrün mit seinen treuen Blättern ein Grab, dort überschattete es eine Tanne, während viele Kreuze neu geschmückt waren mit den Zeichen überlebenden Gedenkens. Weit hinten, am Ende des Kirchhofs, da wo er sich mit seinem Gitterzaune gegen das Frei öffnete, fanden die Geschwister ihr Ziel. Unter zwei hohen Lindenbäumen lag das Grab, das die Eltern gemeinsam umschloß. Ein schlichtes Eisengitter faßte es ein, Fliederbüsche umgaben es von den Seiten, und weicher Epheu umflocht

es auch in dieser Jahreszeit mit seinem treuen Gerank. Paul öffnete das Gitter und sie traten ein.

Es war sonst Niemand auf dem Kirchhofe außer ihnen, Alles war still und freundlich um sie her. Kein Windhauch regte sich, kein Zweig selbst schien sich zu bewegen an den kahlen Ästen, so warm leuchtete die Sonne in dem Augenblicke auf das kleine Fleckchen Erde nieder. Man konnte des Winters fast vergessen. Mit leiser Hand zierte Lora Haupt und Fuß des Hügels durch die frischen Kränze, dann legte sie den vollen Veilchenstrauß auf seine Mitte, als lege sie ihn an das Herz der theuern Todten, und sich emporrichtend sagte sie mit ihrem sanftesten Tone: Bei den Eltern ist's doch immer schön!

Aber vor dem eignen Worte schwand ihre stille Fassung hin. Sie warf sich dem Bruder an das Herz und umschlang ihn mit beiden Armen, als wolle sie festhalten was ihr einzig noch geblieben war. Paul küßte sie mit Zärtlichkeit. Dann

trocknete er flüchtig seine Augen, seufzte tief, und sich emporrichtend sprach er: Komm Lora! es war schön bei den Eltern — aber auch das Leben ist schön! Komm, mein Kind! — Damit ließ er noch einen letzten Blick auf die Ruhestätte der Seinen fallen und führte die Schwester mit sich fort, die sich nur ungern von dem Grabe trennte.

Nach diesem Tage fühlten Beide, namentlich aber Lora, eine auffallende Veränderung in ihrem Innern. Denn für Menschen, die sich nicht darin gefallen, ihren Schmerz zu nähren und zu erhalten, kommt immer ein Zeitpunkt, in welchem man fast plötzlich gewahr wird, daß man ihn überwunden habe, daß man fertig damit sei und weiter vorwärts leben könne. Die Erinnerung an das einst besessene Glück, an den einst gefühlten Schmerz hört damit keinesweges auf, aber das Glück und der Schmerz sind dann keine selbstständige Triebkraft und kein Hinderniß mehr in uns, sie sind aufgegangen in unser Wesen, sie sind gleichsam

historisch für uns geworden und somit der Vergangenheit verfallen. Und es muß so sein. —

Das Jahr, in welchem die Mutter ihnen gestorben, war zu Ende, das Weihnachtsfest, das Neujahr waren zurückgelegt, und jetzt erst, nach dem Beginn des neuen Jahres, nachdem sie dem Andenken der Mutter am Neujahr den gewohnten Liebeszoll gebracht, jetzt erst empfand es Lora, daß die Zukunft ihr eigen sei, daß sie die Freiheit habe, sie nach eigener Wahl zu nutzen und zu gestalten. Es war eine anscheinend gleichgültige Bemerkung, welche dem Bruder kurze Zeit nachher diese Wandelung in ihr kundgab.

Ich kann Dir's nicht beschreiben, sagte sie eines Tages, als sie allein beisammen waren, wie sonderbar es mir vorkommt, wenn ich dies neue Jahr so vor mir liegen sehe, ohne zu wissen, was mit demselben werden soll. Sonst hatte die Mama um Neujahr immer schon ihre Plane fertig, man wußte, ob man hier bleiben, ob man reisen würde!

Jetzt ist weder für das Eine noch für das Andre eine Nothwendigkeit vorhanden. Das Jahr ist da, mit seinen dreihundert fünf und sechszig Tagen, und keine Arbeit, keine Pflicht, durch die es auszufüllen wäre. Das kommt mir fremd, ja sogar ängstlich vor.

Paul lächelte. Da siehst Du, entgegnete er, welch ein gewaltiges Ding es um die Freiheit ist. Sie winkt Dir kaum, und schon erschrickst Du davor.

Ich habe mir solche Freiheit nie gewünscht! wendete die Schwester ein.

Aber die meisten Frauen ersehnen sie, bemerkte der Bruder. Ich habe nur wenig Frauen gekannt, von denen ich nicht vielmals den Ruf gehört: ach, wenn ich Freiheit hätte wie ein Mann!

Und? fragte Lora.

Und ich habe noch viel weniger Frauen gekannt, die ihre Freiheit zu benutzen oder gar zu genießen verstanden haben würden. Es ist auch

nichts Leichtes, ganz ungebunden zu sein. Die Menschen, Männer sowohl als Frauen, vergessen immer, daß in den Banden, die uns an Andre knüpfen, in den Pflichten, welche dies Zusammengehören mit Andern uns auferlegt, neben den oft peinlichen Hindernissen, doch auch die Keime unserer reinsten Freuden liegen. Es ist viel lohnender, für Andre zu leben, als nur für sich allein zu sorgen und einzig an den eigenen Genuß zu denken, der auf die Länge kein vollständiger bleibt. Allein zu reisen, so oft ich's auch gethan, ist mir zum Beispiel immer bald als etwas höchst Trauriges erschienen.

Er ging, während er das gleichmüthig sprach, seine Cigarre rauchend, im Zimmer auf und nieder. Bald blieb er am Kamine stehen, sich zu wärmen, bald lehnte er den Kopf gegen die Fensterscheibe, und sah auf die Straße hinaus. Mit einem Male fiel es ihm auf, daß Lora ihm nicht antwortete. Er wendete sich zu ihr, und der erste Blick auf

sie, verrieth ihm, daß Etwas in ihr vorging, Etwas in ihr kämpfte. Sie saß am Feuer und hatte eine im Laufe des Tages abgegebene Visitenkarte in den Händen, die sie mit einer feinen Scheere mechanisch in immer kleinere Stücke zerschnitt, daß der weiße Staub des Firniß ihr schwarzes Kleid bedeckte. Ein Paar mal hob sie die Augen zum Bruder empor, wenn er sich abgewendet hatte, und sah ihm mit traurigem Blicke nach. Dann öffnete sie die Lippen, als ob sie sprechen wolle, aber eben so schnell nahm sie den Vorsatz zurück. Paul wußte nicht, was er von ihr denken sollte.

Was hast Du, Lora? fragte er endlich. Du bist so still.

Da richtete sie schnell den Kopf in die Höhe, und mit einer Stimme, der man die Bewegung anhörte, so ruhig sie zu sprechen bemüht war, sagte sie: Du bist unzufrieden, Du bist nicht mehr glücklich, Paul! warum sagst Du das nicht offen?

Lora! rief Paul, was fällt Dir ein? Wie kommst Du grade zu dieser Deutung meiner Worte? Ich dachte in diesem Augenblicke an Nichts weniger als an Unzufriedenheit und Unglück.

Und woran dachtest Du denn sonst? was meintest Du? fragte Lora, noch immer unter dem Eindruck der Vorstellung, daß der Bruder wünschen könne, sich von ihr zu trennen.

Ich sprach eben nur eine ganz allgemeine Bemerkung aus, entgegnete er, und dachte zunächst an eine Reise für uns Beide.

Eine Reise! wiederholte Lora freudig, also noch behältst Du mich bei Dir?

Schwester! was fällt Dir denn ein? tadelte Paul, Du bist wirklich eifersüchtig geworden und hast Grillen gefangen in der Einsamkeit der letzten Monate. Um so eher müssen und wollen wir in die Welt. Wir werden ohnehin dieses Hauses und unseres ganzen Besitzes hier nicht eher froh werden! Wir müssen uns erst einmal davon ent-

fernen und es dann als unser Eigenthum auf's Neue wieder kennen lernen, um uns hier heiter und heimisch zu fühlen. Ein Erbe antreten von geliebten Todten ist nicht leicht. Es knüpft uns nur noch mehr an sie, weil sie uns unsichtbar umgeben in den Dingen, die von ihnen stammen. Ich selbst empfinde das, es macht mich selber traurig.

Lora ergriff den Vorschlag mit sichtlichem Vergnügen, und da noch bei der Mutter Lebezeit eine Reise nach Paris im Werke gewesen war, entschieden sie sich, dieselbe augenblicklich anzutreten. Unabhängig, wie sie waren, bedurfte es keiner besondern Vorkehrungen dazu. Ludwig sollte im Hause bleiben, für alles Nöthige zu sorgen, und kaum trat er in das Zimmer ein, als Lora ihn mit der Frage überraschte, ob die Reisekoffer wohl nachgesehen wären, als man das letzte Mal zurückgekommen sei? Der Diener antwortete bejahend.

Sie haben aber Jahr und Tag gestanden,

wendete Paul ein, sehen Sie immer einmal nach, ob die Schlösser und Schnallen nicht gerostet haben, und ob sonst daran Nichts fehlt.

Wollen die Herrschaften denn verreisen? fragte Ludwig betroffen.

Ja! wir werden in der nächsten Woche nach Paris gehen, antwortete Paul.

Ludwig schwieg. Er glaubte es eigentlich nicht. Er konnte sich's nicht denken, wie solch ein Entschluß ohne seinen Beirath habe gefaßt werden können. Die Kommerzienräthinn würde das monatelang mit ihm besprochen, monatelang würde er Vorkehrungen dazu haben treffen müssen, früher als irgend ein Anderer hätte er darum gewußt; jetzt aber hieß es mir nichts dir nichts, in nächster Woche reisen wir, und in vier Tagen war die nächste Woche da. Er sah, es waren andere Zeiten, er hatte das schon lange empfunden, und sie gefielen ihm keinesweges, diese neuen Zeiten.

Haben der Herr denn schon den Tag bestimmt,

an dem wir abreisen sollen? fragte er mit einem stillen Ärger, der selbst durch die respektvolle Art seiner Frage nicht ganz zu verbergen war.

Ich denke, daß wir Dienstag gehen werden! Sie aber bleiben natürlich hier! beschied ihn Paul.

Der Diener verstummte. Dies »natürlich« kam ihm zu unnatürlich vor. Ohne ihn reisen, hieß nach seiner Meinung, ihn überhaupt verabschieden. Und also wollen die Herrschaften einen Andern für die Reise engagiren? fragte er, sich zur Ruhe zwingend.

Nein! wir werden Niemand mitnehmen als Marie, sagte Lora.

Das war zu viel für Ludwig. Ihn zu Hause lassen, war schon ein schweres Unrecht, aber ohne Diener reisen, kam ihm gegen alle Schicklichkeit, gegen alle Möglichkeit vor, wenn das Fräulein mit dabei war, und vollends die Begleitung der Kammerjungfer, die wollte ihm gar nicht in den

Sinn, die konnte und durfte er nicht zulassen, da er zu Hause bleiben sollte.

Er machte sich also im Zimmer noch zu thun, ging hinaus, kam wieder, zog die Vorhänge und Portieren zurecht, bis Lora aufstand und sich entfernte. Dann wendete er sich plötzlich gegen Paul und sagte: Von der Marie wird das Fräulein auch nicht viel haben in Paris, wie ich sie kenne.

Paul hatte eine Zeitung ergriffen und zu lesen angefangen, dennoch schien der Diener eine Antwort zu erwarten. Da sie nicht erfolgte, wagte er mit der Zuversicht, welche seine lange Dienstzeit ihm gab, einen neuen Versuch. Ich will Nichts gesagt haben, meinte er, aber die Herrschaft werden keine Bequemlichkeit und Nichts als Plage von ihr haben. Sie weiß ja hier schon nicht, wo ihr der Kopf steht, und nun vollends mit dem Menschen dort! — Und gutherzig, wie unser Fräulein ist! — Die selige Frau Kommerzienräthinn hätten sie gewiß zu Hause gelassen.

Das ist möglich! entgegnete Paul kurz, der es im Gegensatz zu seiner Mutter nicht leiden mochte, wenn Ludwig in allen Dingen seinen Rath gab, weil er ihm mit demselben in frühern Jahren oft unbequem geworden war. Aber obschon Ludwig diese Eigenheit seines jetzigen Herrn wohl kannte und zu schonen wußte, ließ er sich diesmal durch die kurze Abfertigung nicht zurückweisen.

Es wäre auch für die Marie selbst schlimm! fing er auf's Neue an. Sie hat hier schon ihr Theil Kummer. Wenn die es gar erleben sollte, dem Menschen, der so an ihr gehandelt hat, noch unter die Augen zu treten, da sehe ich gar nicht hin! Ein Brief, der ein Paar hundert Meilen weit gegangen ist, der thut noch lange nicht so weh, als ein lebendiges, deutliches Wort von Mund zu Ohr. Und für unser Fräulein wäre alle das Elend mit dem Mädchen auch keine Erholung und Zerstreuung.

Er hatte das Alles gesprochen, während er

die Noten auf dem Flügel zusammenräumte und die Stühle an den Sopha's und an den Wänden in Ordnung stellte. Er sprach es auch gleichsam nur für sich selber hin, sobald er bemerkte, daß der Herr nicht geneigt war, seine Einwendungen aufzunehmen, und ging hinaus, ohne eine Antwort erhalten zu haben. Aber daß seine Abmahnung nicht verloren sein würde, war er deshalb nicht weniger gewiß.

Und es hätte seinem Herrn gegenüber dieser Abmahnungen kaum bedurft, denn dieser hatte aus denselben Gründen ohnehin beschlossen, die Kammerjungfer zurückzulassen. Eben wollte er der Schwester sagen gehen, daß natürlich von Mariens Mitreisen nicht die Rede sein könne, als Lora in das Zimmer wiederkehrte.

Marie ist außer sich vor Freude, sagte sie, über den Gedanken an Paris und über das Wiedersehen ihres Bräutigams.

Paul wurde mißmüthig. Er machte der

Schwester Vorwürfe wegen ihrer unüberlegten Versprechungen, er erklärte, Marie in keiner Weise und unter keiner Bedingung in Paris um sich haben zu wollen. Lora bat für das Mädchen, sie behauptete endlich, da Paul nicht von seinem Vorsatze abweichen wollte, sie könne die gewohnte Bedienung durch Marie nicht entbehren, aber grade das machte den Bruder nur noch ungeduldiger.

Die schönste Zeit seines Lebens hindurch hatte er sich mit kindlicher Selbstverläugnung den Wünschen und Bedürfnissen der Mutter untergeordnet, er war auch geneigt, für Lora zu thun, was in seinen Kräften stand, indeß von Rücksichten auf die kleinliche Bequemlichkeit einer Frau wollte er fortan sich nicht mehr bestimmen lassen. Lora durfte und sollte nicht in die Verwöhnung verfallen, der die Mutter sich hingegeben hatte, sie sollte und mußte sich unabhängig machen von diesen Dingen, und die Thränen und der Liebes-

handel ihres Mädchens sollten endlich aufhören, ihn zu behelligen.

Paul war heftig, Lora dieses Tones nicht von ihm gewohnt. Sie antwortete gereizt, und zum ersten Male kam Beiden der Gedanke, daß Nichts sie zwinge, eine Heftigkeit von dem Andern zu ertragen. Wo aber solche Empfindungen plötzlich fertig hervortreten in den Menschen, da haben sie in ihnen schon lange geschlummert, da geben sie meist das Zeichen, daß die bestehenden Zustände überlebt sind und daß eine Sehnsucht nach anderen Verhältnissen vorhanden ist.

Indeß währte die Mißstimmung an diesem Tage nur kurze Zeit. Schon nach einer Stunde war Lora in des Bruders Zimmer. Sie bat ihn, ihr zu vergeben, sie tadelte sich, daß sie seine guten Absichten verkannt habe. Mit dem Freimuth, der in ihrem Wesen lag, gestand sie, daß sie wirklich sich auch schon wie die Mutter von einer Menge von Gewohnheiten beherrschen lasse,

und daß sie sich davon loszumachen wünsche. Paul freute sich ihrer gerechten Reue, und mehr noch dieser Einsicht. Er schilderte ihr das Reiseleben, wie er es bei seinen ersten Ausflügen geführt. Er sprach von der leichten Lebenslust, mit der er, einen kleinen Koffer als seine ganze fahrende Habe, einst Italien und Griechenland durchzogen, und wie es dem Vielbesitzenden zu gehen pflegte, vertiefte er sich dergestalt in die Erinnerung der Mühsale und Beschwerden, welche Dienerschaft und Gepäck ihnen zu anderen Zeiten auf Reisen verursacht hatten, daß Lora in dem Augenblicke am liebsten gleich in den Wagen gestiegen, und ohne alle Vorkehrungen mit dem Bruder in die Weite gegangen sein würde.

Schnell wie die Verstimmung zwischen ihnen eingetreten war, wurde die Versöhnung auch geschlossen. Da aber jede Versöhnung ein Opfer fordert, mußte Marie dies unerläßliche Opfer werden. Man betrachtete sie als die alleinige Ursache

des Zerwürfnisses, man legte ihr den stillen Schmerz zur Last, welchen es in den Geschwistern zurückgelassen hatte, man übertrug den Unmuth, den man gegeneinander empfunden, nur zu schnell auf die arme Marie. Paul und Lora fühlten sich plötzlich erleichtert, ausgesöhnt, befreit, und Paul übernahm es, Marien den veränderten Beschluß zu verkünden, ihr mitzutheilen, daß sie zu Hause bleiben müsse. Lora war es nicht im Stande.

Dreizehntes Kapitel.

Marie war sprachlos vor Schrecken, als sie diese neue Anordnung erfuhr. Sie konnte nicht bitten, sie hatte kein Recht sich zu beklagen. Sie war im Dienste ihrer Herrschaft und mußte gehen oder bleiben, wie man's ihr befahl. Aber sie hatte ihre ganze Hoffnung so schnell auf diese Reise gerichtet, sie hatte sich es vorgestellt, wie sie vor Karl hintreten werde, unerwartet, plötzlich, wie sie ihn fragen werde: Karl! kennst Du mich denn nicht mehr? kannst Du mich denn vergessen haben? – Sie hatte es im Geiste gesehen, wie er in ihre Arme sank, sie war mit ihm zu Lora gegangen, ihr zu erzählen, daß nun Alles gut sei, sie hatte nach Hause geschrieben, daß sie nicht wiederkehren werde, daß man ihre Sachen ihr

nachzuschicken habe nach Paris — das Alles hatte sie in einer Stunde in ihrem Innern durchlebt, und nun war das Alles vorbei, so schnell als es gekommen, Alles ausgelöscht mit einem Worte! Der einzige Machtspruch: Marie bleibt zu Hause, weil Lora sich gewöhnen soll, ohne Bedienung fertig zu werden! warf alle ihre Hoffnungen und Plane, warf vielleicht ihre ganze Zukunft mit einem Schlage über den Haufen.

Es war eine stille Dumpfheit, die im ersten Augenblicke über sie kam, dann trat der Zorn daraus hervor, und aus dem Zorn erwuchs ihr ein Entschluß. Die ganze Nacht erwog sie ihn, am Morgen hatte sie sich entschieden.

In aller Frühe ging sie in das Zimmer ihres Herrn, in welchem Lora sich gewöhnlich aufhielt, und sagte gegen Paul gewendet: Ich habe mir's die Nacht so überlegt, daß Sie vor dem Herbste doch wohl nicht wieder kommen werden.

Nein! schwerlich! antwortete dieser, aber weshalb fragst Du danach?

Marie wurde verlegen. Sie wußte jetzt, da sie es aussprechen sollte, die Sache nicht mehr anzufangen, und sagen mußte sie es doch. Wir sind nun im halben Januar, fing sie wieder an, bis zum Herbste sind es drei Viertel Jahre. Wer weiß, ob Sie dann einmal noch zurück sind? Wozu soll ich hier müssig gehen? — sprach sie kaum hörbar.

Marie, was fällt Dir ein! rief Lora erschrocken, die ihre Absicht gleich errieth.

Ich kann mir nicht helfen! stieß das Mädchen hervor, so oder so: hin muß ich! Ich muß wissen, woran ich bin. Ich halte es hier nicht aus. Lassen Sie mich ziehen!

Jetzt? fragte Paul, da Du in unserer Abwesenheit im Hause bleiben solltest?

Der Ludwig ist ja da! entgegnete sie. Hin

nach Paris muß ich einmal — und komme ich dann hierher zurück —

Nun? fragten Beide.

Ich mag nicht daran denken! sprach sie leise. Auf diesen Zwischenfall hatten die Geschwister nicht gerechnet, er kam ihnen höchst ungelegen. Man konnte Marien von ihrem Standpunkt aus kein Unrecht geben, und Lora hatte immer wieder Mitleid mit ihrer glaubensvollen Treue. Paul aber fühlte in diesem Augenblick nur Zorn gegen ihre Hartnäckigkeit, die sich nicht in die gegebenen Verhältnisse finden lernen wollte, und doch war auch ihm nicht wohl bei dieser Scene.

Er ließ Frau Redlich kommen. Man besprach und berieth was zu thun sei. Die Mutter war natürlich entschieden gegen den Vorsatz ihrer Tochter, der Vater, an den man endlich mit der Sache ging, fand ihn so ungehörig, daß er ihn kaum begreifen konnte. Gegen den Willen der Herrschaft den Dienst zu verlassen, gegen ihren Willen,

ja diesem Willen selbst zum Trotze nach Paris zu gehen, schien ihm unmöglich für Marie; indessen grade der Widerstand, den sie von allen Seiten jetzt erfuhr, bestärkte sie in dem Gedanken.

Fest und bestimmt forderte sie von der Herrschaft ihre Entlassung zum ersten April, und gereizt bewilligte Paul sie ihr. Aber das ganze Verhältniß zwischen ihnen war damit plötzlich auch vernichtet. Lora mochte Marie in den folgenden Tagen nicht um sich sehen, nicht mit ihr sprechen. Zum ersten Male nahm sie den kalten Ton der Herrschaft gegen ihre Kammerjungfer an. Sie befahl und forderte, wo sie sonst gebeten hatte. Marie gehorchte schnell und still. Streng pünktlich leistete und besorgte sie Alles, was zur Reise nöthig war, und Beide, die Herrinn und die Dienerinn, zählten jetzt die Stunden bis zum festgesetzten Reisetage. Sie hatten einander zu lieb gehabt, um sich nicht Beide schwer gekränkt zu fühlen, und Frauen erbittern sich schneller gegen

einander als Männer es thun, wenn ein liebevolles Verhältniß einmal zwischen ihnen unterbrochen wird. Beide warfen sie einander in ihrem Innern Undank und Herzlosigkeit vor, Beide bereuten sie das Zutrauen und die Neigung, die sie für einander gehegt, und vor allem war es Marie, die gegen jedes weichere Gefühl, gegen jeden Gedanken des Bedauerns in sich kämpfte. Vergebens ermahnten die Eltern sie, einzulenken, vergebens stellte die Mutter ihr vor, was sie beginnen, und wie sie es bereuen werde, den Dienst verlassen zu haben, wenn nun doch die Heirath mit Berger einmal nicht zu Stande kommen sollte, sie blieb unerschütterlich.

Es giebt mehr Dienste in der Welt! sagte sie gleichmüthig, und Ludwig stimmte ihr darin bei, und die Mutter sprach nach einigen Tagen auch nicht mehr dagegen. Der Ludwig hatte sie vom Widerreden abgebracht.

So kam der Reisetag heran. Am Abende vorher hatte Paul dem Hausmädchen, das man im Frühjahre ebenfalls entlassen wollte, weil der Zeitpunkt der Rückkehr so ungewiß war, ihren Lohn im Voraus gezahlt, dann ließ er Marien rufen. Lora ging hinaus. Sie konnte es nicht mit ansehen, sie konnte es nicht hören, daß man mit Marien Abrechnung hielt und sie entließ wie eine Fremde; aber Marie selbst war und blieb vollständig gefaßt.

Mit Achtsamkeit hörte sie, wie Paul ihr die Berechnung dessen machte, was sie besaß; wortlos nahm sie aus seinen Händen die Werthpapiere, in denen ihr kleines Kapital bestand, und höflich dankend empfing sie die Lohnzahlung, die ihr bis zum Frühjahr zukam.

Ich rechne darauf, sagte Paul, daß Du bis zum ersten April im Hause bleibst, und daß Ihr, Du und Ludwig, Alles in Ordnung bringt, wenn das Hausmädchen das Haus verläßt. Die Köchinn,

die zurückbleibt, weiß in den Zimmern doch nicht recht Bescheid.

Sie können sich darauf verlassen! antwortete sie fest, ich werde es besorgen.

So ist denn Alles richtig! meinte Paul und erhob sich.

Marie hielt ihre Papiere und ihr Geld. Ich danke sehr! sprach sie leise und wendete sich zur Thüre, aber Paul konnte sie dennoch so nicht von sich gehen sehen. Marie! sagte er, daß es so kommen mußte, thut mir leid. Du hättest besser gethan, Dich zu fügen.

Wer kann für sein Schicksal! entgegnete sie, mir ist das meine, Gott weiß es, bitter. Damit verließ sie ohne weitere Klage, ohne ein Wort des Bedauerns das Gemach, und auch am Abende, als sie das Fräulein zum letzten Male bediente, blieb sie still und verschlossen, während Lora aller Mißhelligkeit vergessend, nur des nahen Scheidens

noch gedachte, und fast immer die Thränen in den Augen hatte, sobald sie auf Marien blickte.

Morgens, da der Wagen kam, erschraken sie alle drei, Lora und Paul und Marie. Es hatte sie mehr mit einander verknüpft, als das bloße Verhältniß der Leistung und Zahlung, das bloße Verhältniß der Herrschaft und Dienstbarkeit. Sie hatten Sorge und Noth am Krankenbette geliebter Menschen getheilt, ein ganzes Leben gegenseitiger Treue und Güte hatten sie zusammen durchlebt; Marie empfand von Allem diesem Nichts in dieser Stunde.

Sie gehen nach Paris und ich muß bleiben! Das war das Einzige, was sie sich immerwährend sagte.

Ihre Starrheit verschloß auch den Andern das Herz und den Mund. Aber als Lora endlich in den Wagen stieg, als Marie ihr den Shawl nachreichte und noch einmal an den Schlag trat, die Reisesachen zu ordnen, da überwältigte es Lora.

Ich danke Dir Marie! sagte sie und gab ihr die Hand, ich danke Dir für Alles, was Du mir gethan hast; und verzage nicht, und gehe nicht fort — hörst Du! — gehe nicht aus dem Hause Marie, und nicht nach Paris — ehe ich Dir schreibe.

Wie ein schneidender Schmerz zuckte es in dem Augenblicke über Mariens Gesicht. Sie drückte des Fräuleins Hand, indeß es kam kein Wort über ihre Lippen.

Und noch einmal rief Lora sie heran und neigte sich zu ihr und flüsterte: Gehe nicht fort! Paul wird's auch vergessen — wir kommen wieder — bleibe nur, gehe nicht fort! hörst Du Marie! Bleibe bei uns! Hörst Du! Ich rechne darauf Marie!

Da aber sah Paul nach seiner Uhr, und Ludwig sagte: machen Sie fort Marie! es ist die höchste Zeit. — Adieu! rief Paul den andern Dienstboten und Mariens Eltern und Geschwistern

zu, die den Wagen umstanden. — Adieu! und glückliche Reise! tönte es zurück, und die Wagenthüre wurde geschlossen, der Wagen fuhr zum Portale hinaus, die Straße hinab, und sie schauten ihm nach, so weit sie sehen konnten. Dann ging zuerst der Meister an seine Arbeit, darauf die Köchinn in ihre warme Küche, und Marie ging auch hinauf, und endlich waren sie Alle fort. Die beiden Flügel des Portales fielen mit schwerem Schlage zu, die Treppenthüre wurde verriegelt, und oben in den öden Zimmern räumte Marie die zurückgelassenen Geräthschaften zusammen, zog Ludwig alle Fenstervorhänge herab, und die Herrschaft hatte das Haus verlassen, das nun vereinsamt stehen sollte für unbestimmte Zeit, der Aufsicht Ludwigs überwiesen.

Vierzehntes Kapitel.

Karls Lage in Paris war nach seiner Ankunft übler gewesen, als er sie irgend einem seiner Verwandten und Freunde eingestanden hatte.

Der junge Erbe der Fabrik war nur siebenzehn Jahre alt gewesen, erst in vier Jahren trat er aus der Vormundschaft seines Onkels, und wohin Karl sich mit den Unternehmungen der Fabrik auch gewendet, überall hatte er den hemmenden Willen dieses beschränkten Mannes zu empfinden, überall hatte er den jugendlichen Leichtsinn zu bedauern gehabt, mit dem er sich zur Werkführung in der Fabrik verpflichtet hatte, ohne sich zugleich für eine vollständige Direktion derselben die nöthige Freiheit zu sichern. Der Vormund hatte es sich zum Grundsatz gemacht, die Fabrik, wie er es nannte,

auf einem mittleren Fuße zu erhalten, und keine gewagten Spekulationen zu machen, so lange er sie zu beaufsichtigen und das Erbe des Neffen zu verwalten hatte. Indeß seinem beschränkten Sinne dünkten die unerläßlichsten Nothwendigkeiten schon gewagte Unternehmungen, Karl hatte unaufhörlich mit ihm zu kämpfen, wollte er die Fabrik nicht in's Stocken gerathen lassen.

Bei seiner Ankunft hatte er den Vorschlag gemacht, die alten Bestände schnell und um jeden Preis zu räumen, um das Lager frei zu bekommen, und neue Façons auf den Markt bringen zu können, aber gleich damit war er auf Widerstand gestoßen. Was er ein unerläßliches Manöver nannte, das hieß dem Vormund ein jüdisches Verschleuderungswesen, und ganz im Gegensatz zu Berger, der die Liebe des Publikums für alles Neue in Anschlag brachte, wie der Fabrikant es muß, behauptete der Vormund, die Menschen hingen an den ihnen werth gewordenen alten

Formen, das wisse er aus eigener Erfahrung, und neue Façons zu bieten sei erst dann von Nöthen, wenn die alten ihren Kredit vollständig verloren hätten. Schlimmer noch ging es Karl mit dem Theile der Fabrikate, den die Mode augenblicklich vorzugsweise begünstigte, mit den Statuen und Gruppen, deren Verkauf dem alten Herrn unsicher erschien, weil sie keinem jener wirklichen Bedürfnisse entsprachen, für die zu arbeiten ihm allein eines soliden Geschäftes würdig däuchte. So kam es denn, daß der Absatz der Fabrik sich nicht heben konnte, daß Karl in dem ersten Jahre seine schönsten Entwürfe und Skizzen nicht auszuführen vermochte, und daß auch seine eigne finanzielle Lage sich nicht, wie er's gehofft, verbesserte.

Je länger dieser Zustand dauerte, um so mehr lastete er auf Karl. Aus vorhandenen Formen neue Façons zu Leuchtern, Kandelabern oder geringen Uhrgehäusen zusammenbinden, einen Amor und eine Psyche im Rokokogeschmacke, oder einen

Hektor und eine Andromache im Styl der Kaiserzeit wieder auf's Neue gießen und ciseliren lassen, das war es nicht, was er gewollt hatte, aber sein Muth und seine Ausdauer ließen sich dadurch nicht lähmen. Nach langem Widerstreben des Vormundes erlangte er es, daß wenigstens die Bestände veralteter Statuen und Gruppen zu erniedrigtem Preise nach Amerika verhandelt wurden, indeß er erreichte es nur unter der Bedingung sich im Wesentlichsten fortan auf die Fabrikation des eigentlichen Hausrathes, auf Lampen, Kronen, Leuchter, Schreibzeuge und derlei Dinge zu beschränken. So weh ihm das auch Anfangs gethan, hatte er sich doch bald darin gefunden, ja er war schnell dahin gelangt, sich auch in diesem Fache als Künstler ein Genüge zu bereiten. Er hielt sich's vor, welche Schönheit die antike Welt und das Mittelalter in ihren Geräthschaften entwickelt hatten, und sie studierte er, nach ihnen schuf er. So gelang es ihm denn endlich einige von seinen

neuen Arbeiten in den Handel zu bringen, und der Absatz, der Beifall den sie fanden, änderten seinen Einfluß und seine Stellung in der Fabrik und zu dem Vormunde. Er ließ ihm freiere Hand, und Karl wußte diese Freiheit zu dem Besten Aller wohl zu nutzen.

Es währte nicht lange, bis man auf die neuen Geräthschaften der Fabrik aufmerksam wurde. Hie und da kam ein Künstler, ein Kunstfreund im Vorübergehen hinein, zu fragen, von wem die Modelle zu denselben geliefert worden wären, und bald sah Karl sich von den tüchtigsten Bildhauern der Residenz beachtet, gelobt und gefördert. Man stellte seine Modelle neben die besten Arbeiten von Mené, man ermuthigte ihn, sich in größern Gruppen und Kompositionen zu versuchen, und noch war das zweite Jahr nicht zu Ende, als ihm die Direction der Fabrik in der Weise überlassen wurde, wie er derselben bedurfte um das Unternehmen zu fördern.

Diese Erfolge hatten auch seine persönliche Stellung in jedem Betrachte verändert. Sein Einkommen hatte zugenommen, sein Umgang sich erweitert. Er war den Kreisen der Künstler näher getreten, und ihm, dem Lernbegierigen, hatte sich damit eine neue Welt, aber auch ein höheres Ziel eröffnet. Sein ganzes Wesen war gehoben, er war voll Muth, voll Streben, voll Zuversicht, nur ein Band hielt ihn zurück, eine Fessel hemmte und drückte ihn täglich schwerer, seine Verlobung mit einem Mädchen, das ihm fremd und fremder wurde, je weiter er vorwärts schritt.

Mitten in dem frischesten Streben trafen ihre Briefe voll anklagender Sehnsucht ihn doppelt niederschlagend. Er war jetzt äußerlich in der Lage, eine Frau zu ernähren, er konnte Marien ein Loos bieten, das jetzt schon alle ihre Wünsche übertraf, aber es war ihm nicht mehr möglich, sie sich als seine Frau zu denken. Oftmals schon hatte er auf dem Punkte gestanden, ihr das zu

sagen, immer hatte ihn die Achtung vor dem gegebenen Worte, und die wirkliche Neigung, welche er für Marie hegte, davon zurückgehalten. Er konnte es nicht über sich gewinnen, sie zu verlassen, sie unglücklich zu machen, weil er glücklicher geworden war. Er wußte, wie schwer die Dienstbarkeit ihr fiel, er wußte, wie sehr sie an ihm hing. Er hätte ihr helfen mögen, sich ein selbstständiges Loos zu bereiten; wie für eine Schwester hätte er für sie sorgen mögen, nur an die Ehe mit ihr mochte er nicht mehr denken. Lange schwankte er in diesem Zustande, lange prüfte er sich selbst, aber er war sich auch ein Räthsel. Schrieb ihm Marie, so brachte jeder Brief ihm sichere Mißempfindung, sichere Verstimmung; schwieg sie und es fehlten ihm Nachrichten aus Berlin, so entbehrte er diesen Zusammenhang, eine Unruhe überfiel ihn, eine Sehnsucht, die er sich nicht zu deuten wußte, und mit einer Wärme, welche ihn oft bei dem Überlesen seiner Briefe selbst in Erstaunen

setzte, bat er Marien dann, ihm Kunde zu geben, von sich und ihrem Thun und Treiben.

An Wahrheit gegen sich selbst gewohnt, fing Karl endlich an, sich die Verwirrung, in welcher er sich befand, zum Vorwurf zu machen. Er konnte es nicht bereuen, daß er sich mit Marie verlobt, denn er hatte sie lieb gehabt, von Herzen lieb, als eine zufällige Erregung sie ihm zur Braut gegeben, und trotz mancher Bedenken, die sich gleich in ihm geregt, hatte er damals die Zuversicht gehabt, sie immer lieben und eine glückliche Ehe mit ihr führen zu können, aber diese Zuversicht war schon lange entschwunden. Er wußte, daß Marie nicht zu ihm gehöre, er hatte einsehen lernen, daß ihr beschränkter Sinn ihm selbst die Hoffnung verbiete, sie erziehen und bilden zu können, und die Aussicht auf ein langes Leben neben einer ungeliebten Frau mit pflichttreuer Resignation zu tragen, dazu fühlte er zu sehr die eigne, vorwärtsstrebende Kraft.

Es war in den ersten Tagen des neuen Jah-

res, als er müde von der Tagesarbeit, in seine Wohnung kam; indeß so spät es war, gönnte er sich noch keine Ruhe. Die Mahlzeit hatte ihn erfrischt, er trauete es sich zu, noch ein paar Stunden beim Scheine der Lampe an einer Gruppe modelliren zu können, die er zum Tragen eines Kandelabers in den letzten Tagen begonnen hatte.

Rasch war der Überrock abgeworfen, die bequeme Arbeitsjacke angelegt, die feuchte Umhüllung von dem Thone entfernt, und rüstig schnitt der feine Modellirstock hier eine Linie ab, dort setzte die geschickte Hand ein Wenig zu, und bog und formte und gestaltete, bis mehr und mehr ihm das Gebilde einer Aurorengestalt aus der Masse hervortrat, welche mit einem Stern über dem Haupte und die Fackel in den Händen die Lichtbringerinn darzustellen bestimmt war. Er selbst lächelte dem Bildwerke arbeitend zu, je deutlicher das siegende Lächeln auf den schönen Lippen des

Kopfes erblühte, und eben wollte er die letzten Striche daran thun, als es an seine Thüre klopfte.

Der Portier trat herein. Er entschuldigte sich, daß er noch zu so später Stunde komme, mehr noch, daß er jetzt erst den Brief besorge, der schon am Mittage in seiner Loge abgegeben worden. Dann sprach er noch eine Weile vom Wetter, von den Hausbewohnern, betrachtete mit Kennerblick die Arbeit Bergers, denn es wohnten noch zwei Künstler in demselben Hause, es hatten immer welche darin gewohnt, und der Portier hatte mit Allen guten Verkehr gehabt, und sich um ihre Arbeiten und um ihr ganzes Leben gekümmert. Er lobte also Bergers Gruppe und empfahl sich endlich mit der pfiffigen Bemerkung, er wolle den Herrn nicht länger abhalten, den Brief zu lesen, der wohl von lieber Hand geschrieben sei. Er hatte die Handschrift ja schon zwei Jahre hindurch so oft gesehen.

Auch Karl kannte sie nur zu wohl, aber es

drängte ihn darum nicht den Brief zu lesen. Erst als er sein Werk für heute nicht weiter fortführen zu können meinte, ließ er die Arbeit und wendete sich zu Mariens Schreiben. Er war mit Bangen daran gegangen, hatte sich auf neue Klagen und Vorwürfe gefaßt gemacht, statt dessen begann ein Ausruf der höchsten Freude den Brief.

Wir reisen nach Paris! schrieb Marie, in zehn, zwölf Tagen bin ich bei Dir!

Karl las nicht weiter. Jetzt stand er am Scheidewege; jetzt mußte er sich entschließen. Sein Kampf war ernst und heftig. Kein Schlaf kam in seine Augen die ganze Nacht. Mit strenger Prüfung sah er auf seine und auf Mariens Vergangenheit und Zukunft, endlich am Morgen setzte er sich nieder ihr zu schreiben. Er schilderte ihr in den ruhigsten Worten die Lage, in welcher er sich ihr gegenüber befand, er gestand ihr, daß er eine befriedigende Ehe zwischen ihnen für eine Unmöglichkeit halte. Er sagte ihr, wie er sie nie vergessen werde,

wie es ihn schmerze, ihr nicht das Glück bereiten zu können, das sie neben ihm, und er mit ihr, zu finden gehofft habe, und endlich erbot er sich, Alles zu thun, um sie von der Nothwendigkeit des Dienens zu befreien, und ihr in Allem brüderlichen Beistand zu leisten, wodurch sie für sich eine selbstständige, unabhängige Existenz zu gründen vermöchte. Aber so ruhig der Brief verfaßt war, so gerecht er gegen Marie, so streng er gegen Karl selbst gehalten war, und so demüthig versöhnend er sich mit seinem verheißenen Beistande ihr nahte, es klang ihm Alles noch nicht mild genug. Zwei-, dreimal schrieb er ihn auf's Neue, ohne sich mehr genug zu thun, und endlich entschloß er sich, den ersten Brief, als den wahrsten Ausdruck seiner schmerzlichen Empfindung und seines unwandelbaren Entschlusses, an sie abzusenden.

Nachdenkend hielt er ihn lange in der Hand, ehe er ihn am Morgen dem Briefkasten anvertraute. Endlich warf er ihn hinein, und seufzend und an

Marie denkend, ging er an des Tages Arbeit. Er hatte sich befreit, aber er hatte diese Freiheit mit fremdem Schmerz erkauft. Er war entschlossen, diese Freiheit für die eigene Entwicklung zu benutzen — froh wurde er derselben in diesem Augenblicke nicht.

Funfzehntes Kapitel.

Ein langes Verweilen in engen Verhältnissen, ein langer Aufenthalt an einem Krankenbette, prägen dem Menschen ihren Stempel ein. Man bleibt nicht gesund dabei, der Blick verengt sich, der Sinn der Frauen namentlich läßt sich bald umfangen von der kleinen Thätigkeit, welche die Tage erfüllt, und sie verfallen leicht in ein trübes Begnügtsein, sobald sie sich sagen dürfen, daß sie durch ihre Resignation einem geliebten Menschen das Dasein erleichtern. Es ist dies eine der schönsten Eigenschaften und zugleich eine der gefährlichsten Schwächen des Weibes. Denn der Mensch ist nicht geschaffen, sich selbst zu verlieren an das Leiden eines Andern, und wer sich nicht frei darüber zu erheben vermag, bei aller Sorg-

falt, die er dem Andern angedeihen läßt, der kann zwar Gutes thun und stiften, aber nicht für lange Zeit, denn er verliert bald den vollen Gebrauch seiner Kräfte und Fähigkeiten. Wir würden im Allgemeinen viel mehr tüchtige Frauen haben, viel weniger kleinlichem Egoismus unter den älteren Frauen begegnen, wenn man die weibliche Jugend nicht in dem Irrglauben auferzöge, daß sie geschaffen sei, sich völlig an das Leben Anderer hinzugeben, sich darin zu verlieren. Ein Unnatürliches fordern, gänzliche Selbstverläugnung begehren, erzeugt niemals Gutes und erniedrigt in diesem Falle, statt zu erheben.

Auch auf Lora hatten die große Unterordnung unter den Willen ihrer kränkelnden Mutter, die spätere lange Krankenpflege und die stille Trauerzeit nicht gut gewirkt. Sie hatten ihre Frische angetastet, ihren Sinn befangen. Kaum aber war sie diesem Kreise entrückt, kaum hatte sie einige Tage außerhalb des Hauses in wech-

selnder Umgebung sich bewegt, so fühlte sie sich wie umgewandelt, und selbst der Bruder erschien ihr wie ein Andrer. Er kam ihr jünger vor als in der Heimath, und weil er jetzt, wo sie ohne alle Bedienung reis'ten, eine Menge Hülfsleistungen für sie zu übernehmen hatte, die er sonst Ludwig überlassen, so gab ihm das in ihren Augen einen Anstrich von Galanterie, die ihr wohlgefiel, und die sie ihm durch jene weibliche Dienstbarkeit zu ersetzen suchte, welche dem Dienenden und Empfangenden gleich erfreulich ist, wenn sie vom Herzen dargeboten wird.

Es war ihnen etwas Neues, ausschließlich auf einander angewiesen, ganz allein beisammen zu sein. Die Abgeschiedenheit mitten in der bewegten Welt gewann für Beide einen großen Reiz, es machte sie noch zärtlicher für einander, als sie je gewesen waren, und daß man sie allgemein für ein Ehepaar, für Neuvermählte an-

sprach, erhöhte die heitere Stimmung, in welcher sie Paris erreichten.

Es war schon spät am Abende, als sie Arm in Arm zum ersten Male die lichthellen Boulevards entlang gingen, und das bunte Leben der wechselvollen Hauptstadt sich vor ihnen bei jedem Schritte neu entfaltete. Lora war in großer Erregung. Unbestimmte, verlockende Vorstellungen von einer Freiheit des Lebens, von der sie bisher nur gehört und gelesen, Gedanken an romantische Begegnisse, eine Sehnsucht nach Abenteuern selbst, steigerten ihr ganzes Wesen und machten den Bruder lächeln, als sie sich plötzlich in dem Ausrufe kund gaben: Es ist wunderlich, Paul, aber mir ist als müßte ich hier etwas ganz Ungewöhnliches, etwas Besonderes erleben!

Dies Verlangen nach Ungewöhnlichem, diese Erwartung besonderer Erlebnisse hegen fast alle Mädchen der höhern Stände bei ihrem Eintritt in die Welt. Sie ist die nothwendige Folge ihrer Er-

ziehung, die sie unablässig an das Hergebrachte, an das Schickliche, d. h. an das Alltägliche bindet. Aber der erste Blick, der hinüberreicht über diese engen Schranken, möchte sie meist auch sprengen. Die unterdrückte Phantasie, der unterdrückte Wille rächen sich und fordern ihr Recht. Ja oftmals sind es mehr Neugier, unbestimmter Freiheitsdrang und ein Geist des Widerspruches, als Liebe und Leidenschaft, welche die Frauen der höhern Stände zu ihren Irrthümern verleiten.

Bei Lora war die Freude an dem Ungewohnten harmlos. Es gefiel ihr Alles, wie einem Kinde das Neue gefällt. Sie war fröhlich, wie ein Schüler auf der Ferienreise, und als der Bruder endlich mit ihr in ein kleines Estaminet eintrat, in dem er bei seinem ersten Aufenthalte in Paris mit seinen jungen Freunden manchen Abend zugebracht, erschien ihr das als ein Ereigniß, welches sie mit einem Schlage in eine ganz andere

Welt versetzte. Sie mochte gar nicht daran denken, daß Paul schon am folgenden Tage eine eigene Wohnung für sie Beide suchen, einen Diener, eine Kammerjungfer, einen Wagen miethen wollte.

Auch Paul, der einst seine glücklichsten Tage in Paris in den ungebundenen Kreisen von jungen Künstlern genossen hatte, fühlte sich ebenfalls behaglich in der Ungebundenheit, und Beide begegneten sich in dem Wunsche, die Freunde und Bekannte, welche sie in Paris besaßen, für's Erste noch nicht aufzusuchen, sondern ihr fröhliches Fremdsein erst recht mit Behagen auszukosten.

Mehrere Tage waren ihnen in dieser Weise vergangen, als Lora den Vorschlag that, den jungen Berger aufzusuchen, von dessen Schreiben an Marie sie keine Kunde erhalten hatten, da dasselbe erst nach ihrer Abreise in Mariens Hand gekommen war.

Ich sehe ein, sagte Lora, nachdem sie ihre Absicht ausgesprochen, ich sehe ein, Du hast recht gehabt, Marie nicht mit hierher zu nehmen, aber ich kann nicht aufhören an sie zu denken, und ich werde auch nicht Ruhe finden, ehe ich Karl gesprochen und — —

Und was? fragte der Bruder.

Lora stockte einen Augenblick. Ehe ich mich nicht selbst überzeugt habe, daß für die arme Marie wirklich alle Hoffnung verloren ist! fügte sie hinzu.

Welch ein Jammer, rief Paul lächelnd, daß die Frauen sich nicht auf die Wissenschaften verlegen!

Wie kommst Du darauf? fragte Lora.

Euer Unglaube ist so gründlich! entgegnete er. Die klarsten Thatsachen, die schlagendsten Beweise überzeugen Euch nicht. Ihr müßt selbst sehen, selbst hören, selbst die Hände in die Wundmale legen, wie der heilige Thomas! Schade

nur, daß dieser lobenswerthe Drang nach eigener Überzeugung, dieser prüfungssüchtige Unglaube sich einzig auf die Thatsache erstrecken, daß man eine Geliebte vergessen, ein übereilt gegebenes Versprechen bereuen und nicht halten könne.

Lora schmollte. Man muß für die Menschen, die man liebt, die Hoffnung nie verlieren, meinte sie, sonst thut man nicht das Seinige für sie.

So thue das Deine, antwortete Paul, nur erwarte nicht, daß ich Dir dabei helfe, und überlege was Du unternimmst.

Was ist da zu überlegen? fragte die Schwester mit aller Unbefangenheit ihres Alters. Habe ich ihm nicht selbst versprochen seine Braut zu beschützen? Hat er sie mir nicht selber auf die Seele gebunden?

Als er sie liebte! schaltete Paul ein, und Lora wurde nachdenklich.

Keine neue Unklugheit, Lora! warnte Paul. Es ist natürlich, in Deinem Alter zu denken und zu

empfinden, wie Du thust; aber es giebt keine üblere Lage für ein junges Frauenzimmer, als einen Mann an Pflichten zu mahnen, die er nicht mehr anerkennen will. Ich für mein Theil würde jede solche Erinnerung ohne Weiteres von mir weisen, besonders wenn sie mir, wie in diesem Falle, von einem unbefugten Dritten, von einem unerfahrenen Mädchen käme. Und wer giebt Dir die Gewißheit, daß Berger diese Zurückweisung nicht in einer Dich verletzenden Form ausspricht? Folge mir und bleibe davon fern.

Lora schwieg, aber man konnte ihr ansehen, daß sie noch mit demselben Gedanken beschäftigt war, auch fragte der Bruder sie nach einer Weile, worüber sie brüte?

O! meinte sie, ich denke an die Wahrheit des alten Sprichwortes, daß ein Mann dem andern hilft. Wo es die Untreue gegen ein armes Frauenzimmer gilt, da seid Ihr Alle einig.

Schäme Dich, Lora! welche alte Jungfer hat Dir diese Redensart vererbt?

Lora wurde roth auf die Worte ihres Bruders. Sie brach das Gespräch schnell ab und kam im ferneren Verlauf der Unterredung nicht mehr darauf zurück. Indeß sie hatte den Vorsatz Karl zu sehen, keinesweges aufgegeben. Schmeichelnd fragte sie am nächsten Tage, was der Bruder thun würde, wenn sie einmal ganz gegen seine Ansichten und Gebote handeln sollte?

Paul sah sie an und sagte nach kurzer Pause: Du hast Berger herbeschieden!

Sie bejahte es verlegen. Hat er Dir geantwortet? — Lora nickte.

Und wird er kommen?

Ich habe ihm geschrieben, daß Marie nicht hier ist! entgegnete sie ausweichend.

Wann erwartest Du ihn? fragte Paul bestimmt.

Er wollte um drei Uhr bei uns sein! — Paul

sah nach der Uhr, die auf dem Kamine stand, es war gegen die dritte Stunde, Berger konnte in jedem Augenblicke eintreten.

Wie lange meinst Du, fuhr Paul fort, daß Eure Unterredung dauern wird?

Die Schwester blickte ihn betroffen an. Du willst doch nicht fortgehen? fragte sie.

Zuverlässig! antwortete er, nahm Hut und Mantel, die für die Promenade schon bereit lagen, und wendete sich der Thüre zu.

Paul! bleibe doch hier! bat sie freundlich.

Nein! mein Kind! entgegnete er, aber ich werde Dich holen in einer Stunde! — Und im Fortgehen fügte er hinzu: Ein Mädchen, das sich's beikommen läßt, einen Mann zur Erfüllung seiner Pflicht zurückzubringen, wird doch nicht Furcht haben, ihm ohne Zeugen zu begegnen? Hier heißt's: entweder oder.

Damit hatte er das Zimmer verlassen und Lora war allein — allein und in der unbehag=

lichsten Verfassung, als der Diener des Hauses ihr Herrn Berger meldete. Sie erschrack darüber, als hätte sie nicht selbst seine Gegenwart gefordert; aber in den wenigen Minuten, die zwischen der Meldung und dem Erscheinen des Besuches lagen, änderte sich ihr Empfinden wieder. Sie hielt es sich vor, daß sie eine Liebespflicht zu erfüllen, ein armes, verlassenes Mädchen zu vertreten habe, daß sie persönlich gar nicht dabei betheiligt sei, und als alle diese Gründe ihr den nöthigen Muth nicht schnell genug wiedergeben wollten, sagte sie: was kann's denn sein, er ist im Grunde doch nicht meines Gleichen! Sie dachte des Tages, da er in Mariens Domestikenstube, befangen durch seine unangenehme Lage, vor ihr gestanden hatte, sie fühlte sich ihm entschieden überlegen, und da sie nun mit ihren neunzehn Jahren elternlos, Herrinn ihrer selbst, und auf sich selbst gewiesen war, so wollte sie sich auch selbstständig beweisen und dem Bruder zeigen,

daß sie des Schutzes entbehren könne, wenn er ihr denselben weigere. Mit einer Entschlossenheit, die einer bessern Sache werth gewesen wäre, ließ sie sich am Kamine in dem großen Lehnsessel nieder. Es war eine Art hochmüthigen Trotzes, mit dem sie »herein« rief, als Berger an die Thüre klopfte.

Den ganzen Morgen hindurch hatte sie sich überlegt, was sie ihm sagen wolle. Sie hatte es hundert Mal gehört, daß es eine Lehre der Klugheit sei, in Fällen wie dieser, die Unterhaltung zu beginnen. Immer und immer wieder hatte sie sich diese Begegnung in Scene gesetzt; mehr als zehn Mal hatte sie im Geiste die Worte wiederholt: Sie werden es natürlich finden Herr Berger! daß ich Sie rufen ließ, um mit Ihnen über die arme Marie zu sprechen. Sie hatte sich vorgestellt, wie er dann verlegen werden, wie sie ihm Alles darstellen würde, und nun er eintrat, nun schwand das Alles in ein Nichts zusammen.

Sie kannte ihn kaum wieder, so hatte er sich verändert. Er war stärker geworden, sein Gesicht noch ausdrucksvoller, seine Haltung sicherer. Selbst unter dem vollen Barte konnte man den Stolz des festgezeichneten Mundes nicht verkennen, und wo man ihm auch begegnete, mußte der Adel seiner männlichen Erscheinung fesselnd überraschen. Er war mit dem besten Geschmacke einfach gekleidet, ein selbstgewisser trotz seiner Jugend reifer Mann. Ruhig und sicher verbeugte er sich vor Lora, und ehe die Erstaunte ein Wort zu äußern vermochte, sagte er: Sie haben mich zu sich befohlen, verehrtes Fräulein! und ich danke Ihnen dafür, denn ich sehnte mich danach seit ich durch Sie von Ihrer Ankunft unterrichtet wurde, mich gegen Sie und Ihren Herrn Bruder zu rechtfertigen, was schriftlich wirklich eine schwere Sache für mich gewesen wäre!

Mein Bruder ist leider nicht zu Hause! be-

merkte Lora, um nur Etwas zu sagen, weil ihr Schweigen sie verdroß.

Das bedaure ich, entgegnete Berger, denn seine Theilnahme hat mir in Zeiten, in denen ich oft fast mit mir selbst zerfallen war, sehr wohl gethan. Hätte er damals in meinem Innern lesen können, er würde mich vielleicht jetzt nicht so strafbar finden, als ich Ihnen wohl erscheinen muß. — Er setzte offenbar voraus, daß die Geschwister von dem Bruche mit Marien Kenntniß hätten, und Lora's Befangenheit, die sie zu rascher Antwort drängte, hinderte ihn, sich näher zu erklären.

Mein Bruder ist nicht gegen Sie! sagte Lora schnell, nur —

Nur Sie sind es! fiel ihr Karl in's Wort.

Ja! entgegnete das Mädchen, sich gewaltsam überwindend und zum Sprechen zwingend, weil Karl's Augen, der sich ihr gegenüber unaufgefordert niedergelassen hatte, so fragend auf ihr ruhten.

Ja! wiederholte sie, ich bin gegen Sie eingenommen, ich kann es Ihnen nicht vergeben, was das unglückliche Mädchen um Ihretwillen leidet und gelitten hat. Ich war Zeuge, als Sie sich mit ihr verlobten, ich selber gab Ihnen den Ring. —

Sie sah auf seine Hand, ihr Ring war noch an seinem Finger. Alles Blut stieg ihr nach dem Kopfe, und von einer ihr unerklärlichen Angst getrieben, sagte sie befehlend: Geben Sie mir den Ring zurück!

Fräulein! rief Karl und stand betroffen auf.

Geben Sie mir den Ring zurück! wiederholte sie noch dringender. Er sah sie sprachlos an, das konnte sie vollends nicht ertragen.

Sie lieben Marie nicht mehr! fuhr sie immer schneller und beängstigter fort. Was soll Ihnen die Erinnerung an eine Braut, die Sie nicht mehr lieben? Er kann Ihnen ja Nichts mehr sein, dieser arme Ring! Geben Sie mir ihn zurück, ich will, ich muß ihn wieder haben!

Wenn Sie es befehlen! sagte Karl gepreßt, zog den goldenen Reif von seinem Finger und legte ihn auf den kleinen Tisch neben Lora's Sessel nieder. Lora wagte weder den Ring zu nehmen, noch Karl anzusehen, der blaß geworden, hoch aufgerichtet vor ihr stand. Beide schwiegen, Beide blickten vor sich zur Erde, so sehr diese Stille ihnen drückend war. Plötzlich fuhr Karl empor, raffte sich zusammen und verließ mit einem kurzen »Leben Sie wohl!« eiligen Schrittes das Zimmer.

Lora blickte ihm mit starrem Schrecken nach. Alles zu Ende! sagte sie nach einer Pause, aber sie wußte kaum, was sie dachte, was sie aussprach, nur einen großen Schmerz empfand sie, der auf ihr lastete. Da fielen ihre Blicke auf den Ring, und die Thränen brachen ihr aus den Augen, sie weinte bitterlich. So traf sie der Bruder.

Was ist geschehen? rief er, als er ihre Aufregung gewahrte.

Er hat den Ring zurückgegeben! sagte sie, und deutete darauf hin.

Den Ring? wiederholte Paul fragend, aber sie beachtete es nicht. Er war so gut! sagte sie, er wollte sich entschuldigen, bei Dir vertheidigen! Er war so dankbar für Deine Theilnahme! — Sie hielt inne. Und ich wußte es ja, fuhr sie dann lebhafter fort, daß sie nicht zusammen gehörten, ich hatte es Dir, ihr selbst gesagt! — Es war Frevel, hochmüthiger Frevel! Ich vergebe mir's im Leben nicht! —

Paul war betroffen. Er hatte Mühe den Zusammenhang zu erfahren, mehr Mühe noch die Schwester zu beruhigen, da er ihr nicht deutlich machen wollte, was sie nicht zu ahnen schien, und was er selber plötzlich gewahrte, so unwillkommen es ihm entgegentrat. Gleichmüthiger, als er es war, erbot er sich, den jungen Berger bald einmal aufzusuchen, und zu begütigen, was ihre Heftigkeit an ihm verschuldet hatte. Das beruhigte

sie endlich. Sie tröstete sich damit, daß sie Berger wiedersehen, daß sie selbst ihn werde um Entschuldigung bitten können. Sie wolle einem guten, vertrauenden Menschen, sagte sie, von ihrer letzten Begegnung keinen so üblen Eindruck hinterlassen. Denn da durch Rückgabe des Ringes die Verlobung mit Marien unwiederbringlich von ihm aufgehoben worden, so sei ja nun fortan auch kein Zusammenhang zwischen Berger und ihnen mehr vorhanden oder nöthig.

Das wurde von dem Bruder bereitwillig bestätigt, und Lora war mit sich gar wohl zufrieden, daß sie's ausgesprochen hatte. Worauf diese Selbstzufriedenheit sich aber gründete, das fragte und das sagte sie sich nicht.

Sechszehntes Kapitel.

Erst am Abende kehrte Karl wieder in seine Wohnung zurück. Schnell, wie er Lora's Zimmer verlassen, war er vorwärts gegangen, die Boulevards entlang, vorüber an der geputzten Menschenmenge, die der schöne Wintertag hinausgelockt hatte auf die Straßen, den Sonntag zu genießen. Er merkte es kaum, wenn Bekannte ihm ihren Gruß zuwinkten, er merkte kaum, daß er vorwärts ging, noch weniger, welchen Weg er einschlug. Plötzlich blieb er stehen und sah sich um.

Er hatte die Stadt verlassen, er befand sich im freien Felde. Die Sonne war schon herabgesunken, ihr letzter Schein fiel über die Erde und warf sein mattes Rothgelb über die beschneiten

Felder. Hie und da stieg aus einem einsamen, fernen Hause der Rauch dünn und durchsichtig kerzengrade in die Höhe, hie und da flog krächzend eine Dohle empor, auf einem Baume ihre Stätte für die Nacht zu suchen. So weit er blickte, kein Mensch zu sehen, und Alles still um ihn her. Die ganze Gegend eingehüllt in die melancholische Farbe des Winters und des sinkenden Tages.

Wie komme ich denn hieher? fragte er sich zusammenschauernd, als ein kalter Windstrom seine vom schnellen Gange heiße Stirne streifte. Wie komme ich denn hieher? wiederholte er, indem er sich fester in seinen Mantel hüllte. Er lachte mit einem Male hell auf, aber das Lachen klang unheimlich, es erschreckte ihn selbst. Tollheit! sagte er, Tollheit und Wahnsinn von Anfang bis zu Ende! — Und wer ihn vernommen, der hätte den bittern Zorn erkennen müssen, mit dem er diese Worte aussprach.

Er wendete sich zur Heimkehr, sein Schritt

wurde langsamer. Er war zur Besinnung gekommen. Während um ihn her die Gegend sich in tiefere Schatten hüllte, bis er nur seine nächste Nähe noch erkennen konnte, stieg immer heller und deutlicher seine ganze Vergangenheit vor ihm empor, und sein Grimm gegen sich selbst ging in Trauer, in eine stille Wehmuth über.

Welch eine Wandlung von dem Tage, da Lora ihm mit aller Holdseligkeit ihrer Güte den schmalen Goldreif gegeben, bis zu der Stunde, da sie ihn so gebieterisch zurückverlangt! Jener Tag und diese Stunde waren für ihn der Anfang und das Ende eines langen, langen Traumes; aber es war ihm gegangen wie den Kindern, die im Wunderberg verzaubert schlafen. Als ein anderer Mensch ging er aus der Verzauberung seines Traumes hervor. Jetzt wußte er Alles, jetzt verstand er Alles, jetzt verstand er auch sich selbst. Alles, was er erstrebt, um ihretwillen hatte er danach getrachtet. Um ihretwillen hatte er gelesen

und studirt die Nächte hindurch, wenn er müde von der Tagesarbeit heimgekommen war. Sie hatte nicht empfinden sollen, wie fern er ihr damals noch gestanden an Kenntnissen und Bildung. Er mußte eine Stufe erreichen, die ihm ihre Theilnahme verdiente, er mußte ihr mit einem Worte ebenbürtig werden. Seine Lebensweise, sein Umgang hatten sich danach bestimmt. Nicht die Vergnügungen der Jugend, nicht Scherz und Freude unter seinen Altersgenossen hatte er gesucht, sie hatte ihm das Alles ersetzt, sie war sein Ideal gewesen, von der Stunde, da er sie zuerst gesehen. Nun wußte er, warum es ihn so glücklich gemacht seine Tagebücher zu schreiben, die er nach Berlin gesendet, nun wußte er, weshalb er's nicht vertragen können, ohne Nachricht von Marien zu sein. Nur Lora hatte er schon seit langer Zeit gesucht in den Briefen seiner Braut, nur für Lora hatte er geschrieben. Sie war der Stern gewesen, der ihm geleuchtet, ihm vorwärts und hinauf

gewinkt, nur für sie und durch sie hatte er gelebt.

Er begriff nicht, wie er sich so lange getäuscht. Er hatte sich ja nach ihr gesehnt in seinen besten Stunden und in seinen Träumen — nur ihren Namen hatte er sich nicht genannt, er war ihm ein Allerheiligstes gewesen. Eine tiefe Stille kam über ihn, er wußte nicht, war es Erschöpfung, war es Friede. Er dachte an Marie, er dachte an Lora, aber er dachte Beider, als wären sie nicht am Leben und Beide losgelös't von ihm.

Arme Marie! seufzte er unwillkührlich, und in demselben Augenblicke hätte er auch seufzen mögen über sein eigenes Geschick. Nun war es ja gestillt sein langes, tiefes Sehnen, nun hatte er sie wiedergesehen, ihre Stimme vernommen — und Alles war doch zerknickt, zerstört für immer, was ihn beseligt und erhoben hatte.

Es ist vorüber! sagte er, vorüber der Irr-

thum und die Täuschung, vorüber auch die Jugend und ihr schöner Traum! Aber das Herz in der Brust that ihm wehe, als er sich dies Urtheil sprach.

Müde und erschöpft langte er in seiner Wohnung an. Es war ihm lieb, daß der Portier ihn heute mit keiner Frage, keiner Bestellung aufhielt. Still und langsam, als käme er von einem Kirchhofe, auf dem er sein Liebstes eingesenkt, zündete er seine Lampe an und setzte sich an dem Tische nieder, an dem er so viele Male frohen Herzens nach Berlin geschrieben, an dem er Lora's flüchtige Antworten mit so stolzen Glücksempfindungen gelesen hatte. Nun war das zu Ende, er hatte Nichts mehr zu sagen, er wollte auch Nichts mehr für sich. Einen Augenblick dachte er daran, Marien zu schreiben, daß er bereit sei, sie jetzt heimzuführen, damit doch wenigstens Einer erlange, was er erstrebt, indeß die neue Selbsttäuschung widerte ihn noch schneller an, als sie ihm gekommen war,

und die Vorstellung, daß ein Mensch ohne Wunsch und Hoffnung nicht einmal im Stande sei, sich erfolgreich an Andere hinzugeben, warf ihn vollends nieder.

Hunger und Kälte riefen ihn aus seinem Brüten wach. Er aß, was er zufällig in seinem Zimmer vorfand, und legte sich dann zur Ruhe, aber ihn floh der Schlaf. Lora stand ihm immer vor den Augen. Die Frage, weshalb sie mit solcher Heftigkeit den Ring von ihm zurückgefordert, gönnte ihm keine Rast. Er hätte sie des Stolzes, des Hochmuths anklagen mögen, wäre nicht Alles, was er durch lange Jahre von ihr gehört, so gut und warmherzig gewesen. War hier eine Schuld vorhanden, so mußte er sie tragen. Mit grübelndem Scharfsinn prüfte er Alles, was er gethan, jedes Wort, das er gesprochen, er war sich keines Unrechtes gegen sie bewußt. Und doch wünschte er ein Unrecht begangen zu haben, das er ihr hätte abbitten können,

das sie freigesprochen hätte von dem Vorwurfe des grillenhaften Zornes, den er ihr immer wieder machen mußte. Endlich, als sein Sinnen fruchtlos blieb, hefteten seine Gedanken sich ausschließlich auf ihr Bild, und mit der Erinnerung an ihre Schönheit schlief er ein.

Es war gut für ihn, daß der nächste Tag ihn an die Arbeit rief. Er hatte die Nacht einige Stunden fest geschlafen, am Morgen wieder tüchtige Nahrung zu sich genommen, und damit ist ein gesunder Mensch über einen Theil des Herzeleides, über die eigentliche Schwäche gegen sich selbst hinweg.

Er empfand zwar noch, was ihm fehlte und was ihn drückte, aber er bemitleidete sich nicht mehr. Er hatte sich die letzten Jahre hindurch erhoben und gebildet durch den Aufblick zu einer ihm unerreichbaren geliebten Frau, das war ein Glück für ihn gewesen. Konnte er die Geliebte nicht gewinnen, so durfte er sich darum nicht in

hoffnungsloser Sehnsucht verlieren. Eine neue Zeit hob für ihn an, und sie sollte noch ernster aber auch noch freier werden, als die Vergangenheit. Aus eignem Triebe, zu eignem Vortheil, allein um der Sache selber willen, wollte er arbeiten und leben, ohne einen Hinblick auf ein Phantasiegebilde, ohne ein anderes Streben als dem nach künstlerischer Selbstvollendung. Es sind stets kräftige Naturen, die sich nach dem Fehlschlagen einer Hoffnung, nach erkanntem Irrthum, in sich selbst zusammenraffen und den Trost in der eigenen Kraft und in ihrer Arbeit suchen, während schwache Gemüther nach Enttäuschungen sich aufzugeben pflegen, oder sich für Andre opfern und an die Allgemeinheit verlieren wollen.

Indeß mitten in dieser Erhebung überfielen ihn doch bisweilen noch Stunden der Entmuthigung und der Ruhelosigkeit und Sehnsucht. Verzagten Herzens dachte er des Eindruckes, welchen sein Schreiben auf Marien machen mußte, und oftmals

zürnte er dann auf Lora, als trüge sie die Schuld von Allem. Dann wieder kam ihm das Verlangen sie noch einmal zu sehen. Bald glaubte er sie in einem Wagen auf der Straße, bald durch die Fenster eines Magazines zu erblicken, und immer schalt er sich für solche Thorheit. Er wollte weder an Marie noch an das Fräulein denken, er verwünschte im Ärger oft alle Frauen, die einen Mann nicht zu sich selber kommen lassen, und gelobte sich, es solle ihm sobald nicht wieder ein Weib die Ruhe seiner Tage rauben. Die Zeit der Jugend und der Liebe sollte für ihn zu Ende sein, und damit gut.

Grade diese Vorsätze aber bewiesen es, wie jung er war. Hätte jeder Liebende nur mit sich selbst zu thun, so würde in den meisten Fällen die Liebe nicht schwer zu besiegen sein, indeß die eigne Liebe und die Liebe eines Andern auf einmal zu beschwichtigen und zu bekämpfen, das ist schwer; denn wie ein unsichtbares Gewebe spin=

nen die Gedanken sich von Einem zu dem Andern, heften sich aneinander und bilden neue Fäden, neue Bande, wenn man die ersten gebrochen zu haben wähnt. Karl wollte arbeitend vergessen, und Lora hatte Muße unablässig seiner zu gedenken.

Werrer